

litv. Raametsüste

A-4954

„Baltische Monatshefte“

43

53346/2

Baltische Monatshefte



Heft 2

februar 1939

Verlag der Aktien-Gesellschaft „Ernst Plates“, Riga

Bezugsbedingungen:

Für Lettland: vierteljährlich Ls 3,80; Einzelheft Ls 1,40;
für Estland: vierteljährlich Ekr. 3,80; Einzelheft Ekr. 1,40;
für Deutschland und andere Länder: vierteljährlich
RMk. 2,40; Einzelheft RMk. 1,—

Manuskripte sind an die Adresse der **Alt.-Ges. „Ernst Plates“**, Riga,
M. Monetu ielā 18, zu schicken. Rücksendung von unverlangt eingesandten
Manuskripten erfolgt nur, wenn das Rückporto beigefügt ist.

Verlag der A.G. „Ernst Plates“, Rīgā, M. Monetu ielā 18
Polstischek-konto 1983

Inhalt:

	Seite
Zu Tag und Stunde	65
Hermann Schlaw: Volk und Rasse	67
Bernhard C. Duis: Indogermanenfrage und Rassenforschung	72
Lothar Loeffler: Hygiene und Auslese	79
Volkspflege in den deutschen Bauernsiedlungen	85
Jürgen Intelmann: Zur frage der natürlichen Bevölkerungsbewegung der Deutschen Rigas 1800—1937	89
Aus dem Schrifttum der Zeit	94
Politische Chronik:	
Lettland	100
Estland	107
Deutsches Schauspiel zu Riga	113
Umschau	118
Zunahme deutscher Tausen in Riga.	
Wissenschaftliche Umschau	119
Aus der forschung: Lettische Arbeiten / Deutsche Arbeiten / Der Mythos vom Deutschen / Der Rassengedanke in Unterricht und Schulung.	
Mitarbeiter dieses Hefts	128

Zu Tag und Stunde

Kaffe. In einer seiner großen Nürnberger Reden hat der deutsche Führer die zutiefst umwälzende und revolutionierende Bedeutung der Rassenlehre für unser gesamtes Weltbewußtsein mit jener Entdeckung des Kopernikus verglichen, die ebenfalls zu ihrer Zeit ein ganzes wissenschaftliches Weltssystem auf den Kopf stellte. Denn in ihren letzten Folgerungen bedeutet die Rassenlehre das Ende des Individualismus und alles nur auf das Individuum bezogenen Denkens. Mit ihr ist der Einzelmensch aus seiner angemessenen Mittelpunktstellung verdrängt. Sein Platz in der großen naturgefesten Weltordnung ist ihm angewiesen: Träger und Hüter eines Erbgutes von Geschlechterfolgen zu sein, für das er vor seinen Nachfahren verantwortet.

Ist die Erkenntnis so neu? Nein, sie ist es nicht. Aber sie war verschüttet im deutschen Bewußtsein und ist erst durch die große Wende unserer Zeit wieder wach geworden. Das ist vielleicht das größte an der deutschen Weltanschauung, daß ihre Erkenntnisse niemals und in keiner Weise Sensationen sind, daß sie jedesmal nur schlichteste, selbstverständliche Wahrheiten darstellen, die in den gesunden Instinkten ursprünglich denkender Menschen am ehesten ihren Widerhall fanden; daß sie in ihren Lösungen aber den Massen wieder bewußt gemacht werden mußten, — weil unsere Zeit nach Bewußtheit verlangt. Und gerade die erbitterten Widerstände, die die neue deutsche Auffassung von der Bedeutung der rassistischen Kräfte niederzukämpfen hatte, ist ein Beweis, wie verhängnisvoll wir als Volk uns bereits von allem naturgebundenen Denken entfernt hatten, daß eine Wahrheit, um die jeder erdnahe Mensch aus innerem Instinkt weiß, so leidenschaftlich umstritten werden konnte.

Jedes Volk, durch Geschichte, Lebensraum, Sprache und Kultur zusammengeschweißt, stellt eine Bluts-gemeinschaft dar. Das wird am Beispiel der eigenen zahlenmäßig kleinen Volksgruppe besonders deutlich, von der ja nicht zu Unrecht der Satz geht, daß alle ihre Glieder in weiteren Generationenketten miteinander als Blutsverwandte gelten können. Was aber bei der Volksgruppe als kleinem Ausschnitt aus dem Gesamtvolk einleuchtet,

hat im Großen ebenso für das ganze Volk Geltung. Je weiter wir die Kette der eigenen Vorfahrenreihe zurückverfolgen, desto weiter wird der Kreis der Nachfahren, die auf ein gemeinsames Bluterbe zurückblicken können, bis er einmal das ganze Volk umfaßt. An dieser blutlichen Zusammenfügung unseres Volkes haben eine Reihe bestimmter einander verwandter Rassen ihren Anteil, deren charakteristische Merkmale im äußeren Erscheinungsbild wie auch der Wesensart nach bei aller stattgehabten Mischung noch kenntlich sind. Sie alle — diese „arischen“ Systemrassen nämlich — in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung formten das äußere und seelische Gesamtbild unseres Volkes.

Kann denn aber bei der tausendfältigen Verschiedenheit deutscher Wesensprägung wirklich von einem gültigen Bilde des deutschen Menschen gesprochen werden? Wir wissen, daß dem so ist. Ja, es gibt ein Bild des deutschen Menschen sowohl in der eigenen Vorstellung als auch in der der Fremdvölker. Und es offenbart sich, daß dieses Bild: das deutsche Mädchen, der deutsche Mann immer vorstellungsmäßig nordische Züge tragen wird. Bei aller blutlichen Durchmischung, die unser Volk kennzeichnet, ist der bestimmende Bestandteil eben der nordische Blutsanteil gewesen. Wir sprechen von einem nordischen Rassenkern unseres Volkes, der in seinem „rassischen Zielbild“ zum Ausdruck kommt.

Wir kommen zum gleichen Ergebnis, wenn wir das Wertgefüge durchdenken, das für uns Deutsche doch einmal kennzeichnend ist. Wir wählen einige beliebige deutsche Volkslieder, immer wieder sind es bestimmte Werte, die in ihnen als Höchstwerte anklingen — kämpferische Werte, Mut, Treue und andere mehr. Und wir mögen sie mit der Volkskultur anderer Völker vergleichen, so werden wir erkennen, daß die Werte bei diesen oft anders gestaffelt sind: da steht an oberster Stelle vielleicht Fleiß und Arbeitsamkeit oder Klugheit und List, — viel mühevoller Einzelarbeit hat ja hier noch die vergleichende Volkskunde zu leisten. Auch das Wertgefüge eines Volkes wird durch seinen bezeichnenden Rassenkern geprägt, ja, er bestimmt die eigentliche Sonderart jedes Volkes und seiner jeweiligen Kultur.

Jeder deutsche Mensch, und sei sein nordischer Blutsanteil noch so gering, ist in irgend einer Weise doch als Angehöriger der großen Bluts- und Kulturgemeinschaft auf dieses verbindliche Wertgefüge, dieses nordische Zielbild bezogen.

Der nordische Blutsanteil unseres Volkes ist sein wertvollster Besitz. Er ist es auch in der Beziehung zu anderen Erbströmen; denn gerade diese Verbindung löst aus einer inneren Spannung oft erst recht schöpferische Kräfte aus. Voraussetzung bleibt freilich immer, daß es sich um art-

verwandte Rassen handelt, bei deren Verbindung das innere Spannungsverhältnis nie so groß wird, daß es nur mehr zerstörende Kräfte auslösen kann. Hier hat uns das rassegebundene Denken unserer Zeit den Blick für manche Sünde der vergangenen Generationen geschärft, die Leid und Unglück über deren Nachfahren brachte. Auf der anderen Seite freilich gilt es auf der Hut sein vor starren und hilflosen Bewertungsversuchen der eigenen Umwelt nach „rassischen“ Typenformen, denen wir heute hin und wieder begegnen. Sie verkennen die eigentliche Aufgabe jeder rassentkundlichen Aufklärung. Denn niemals will diese ein Schema bieten, sondern immer gerade das Gegenteil: den verschütteten natürlichen *I n s t i n k t* wecken helfen, der aus wiedergewonnener innerer Sicherheit wertvolles Erbgut vor unterwertigem zu erkennen weiß. Und so wie sich in seinem weltanschaulichen Ideengut das deutsche Volk heute wiederum nach einer Zeit drohender Entartung geschlossen zum nordischen Wertgefüge bekennt, so gibt ihm die Erkenntnis vom Wesen der Rasse die Sicherheit neuer und sinnvoller blutlicher Auslese wieder.

Wir wissen, daß das deutsche Volk nach vielhundertjähriger Verharung in seine große Zeit hineinschreitet. Daß diese Zeit auch Menschen der rassischen Verantwortung, der überlegenen Lebenskraft, des schöpferischen Willens vorfinde, das ist der Sinn unserer volksgebundenen Erziehung.

H. B.

Hermann Schlaw

Volk und Rasse

Wir haben heute wieder ein Lebensgesetz erkannt, um das unsere Vorfäter wußten, das aber das Jahrhundert vor uns vergessen hatte, — das Lebensgesetz von der Reinerhaltung des Blutes, der Rasse. Das deutsche Volk glaubte, ihm keine Beachtung mehr schenken zu müssen und stand plötzlich in einem jähen Verfall. In letzter Stunde wurde es von seinem Führer gerettet und auf eine Lebensgrundlage gestellt, die von einer Erkenntnis der Lebensgesetze ausging. Sie zwingt zu einem ehrfürchtigen Beugen vor Gottes Gesetzen in der Natur und fordert von jedem Volksgenossen, sein Leben und Handeln nach ihnen zu richten. Ein Volk kann leben, wenn es sie achtet und muß sterben, wenn es sie nicht achtet. Die Grundlage dieser Lebensgesetze ist die Erhaltung der Art und die Reinerhaltung der Art. „Wir Menschen haben nicht darüber zu rechten, warum die Vorsehung die Rassen schuf, sondern nur zu erkennen, daß sie den bestraft, der ihre Schöpfung mißachtet“.

Wir sprechen von einer gesunden Rasse und müssen wissen, was wir darunter zu verstehen haben, und müssen wissen, welche Beziehungen zwischen den Begriffen Volk und Rasse bestehen.

Es gibt zwei Rassebegriffe, die wir leicht geneigt sind, durcheinander zu werfen. Ploetz, der Vater der Rassenhygiene, sagt: „Rasse ist die Gemeinschaft der Generationen, welche durchpulst sind von einem gleichen Erbstrom, der sich durch bestimmte seelische und körperliche Erbmerkmale kennzeichnet“. Günther beschreibt die Rasse ähnlich: „Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen (in solcher Weise zusammengefaßten) Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt“. Hier ist der Begriff Rasse im Sinne der Systemrasse verwandt, nämlich als naturwissenschaftlicher Einteilungsbegriff. Nach einem solchen Einteilungsbegriff können wir die heute lebenden europäischen oder arischen Völker nicht gliedern, weil es unter ihnen keine gibt, die in diesem Sinne rein sind. Unsere Völker sind keine „reinen Rassen“.

Und doch sprechen wir von der Verbesserung oder Verschlechterung der Rasse eines Volkes. Wir meinen dabei das gesamte Erbgut, das in einem Volk von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wird. Hier ist Rasse nicht mehr ein wissenschaftliches Einteilungsprinzip, sondern ein lebendiger, ein politischer Begriff. Alles, was wir zu einer Verbesserung der Rasse unseres Volkes tun können, alle Maßnahmen, welche die Lebensfähigkeit und Leistungstüchtigkeit des Volkes erhöhen, fassen wir zusammen unter den Begriff „Rassenhygiene“ oder „Rassenpflege“. Wir sprechen natürlich nicht von einer deutschen Rasse; wohl aber von dem deutschen Volk und seiner Rasse als von einem lebendigen Körper. Auf diesen Körper, seine Erhaltung, Reinerhaltung und Gesunderhaltung ist die Rassenpflege ausgerichtet. Fried sagt: „Das deutsche Blut bildet keine eigene Rasse. Das deutsche Volk setzt sich vielmehr aus Angehörigen verschiedener Rassen zusammen. Allen diesen Rassen aber ist eigentümlich, daß ihr Blut sich miteinander verträgt und eine Blutmischung — anders wie beim nichtartverwandten Blut — keine Hemmungen und Spannungen auslöst“.

Nun gibt uns aber die wissenschaftliche Rassenkunde die Möglichkeit, nach den Kennzeichen der menschlichen Systemrassen innerhalb der Völker zu forschen und die Einteilungsprinzipien auf sie anzuwenden. Wir kennen die nordische, die dinarische, fälische, ostische, westische und ostbaltische Rasse und wissen, daß wir Bestandteile aller dieser Rassen bei den europäischen Völkern und fast ausschließlich bei ihnen finden. Wir nennen sie

deshalb die europäischen Rassen oder die „arischen“ Rassen. Das Gemeinsame aller dieser Völker besteht darin, daß ihr Gefüge sich aufbaut aus im wesentlichen den gleichen Systemrassen, die nun allerdings in ganz verschiedener und wechselnder Verteilung und in verschiedenartigem Verhältnis bei den einzelnen Völkern zu finden sind.

Wenn wir unter „Volk“ die Gemeinschaft der Menschen verstehen, welche, durch Sprache und Art miteinander verbunden, ein gemeinsames rassisches Erbgut in sich tragen, — die gleiche „Vitalrasse“ —, die sich aus bestimmten Rassebestandteilen in verschiedener Verteilung zusammensetzt, so ist damit der enge Zusammenhang zwischen den Begriffen Volk und Rasse gegeben. Entscheidend ist aber für die Gesundheit, für den Wert, für die Lebensfähigkeit eines Volkes, daß die Rassebestandteile des Volkes, die im einzelnen Volksgenossen sehr verschieden gelagert sein können, — daß diese Rassebestandteile zueinander in einem harmonischen Gefüge und Zusammenwirken stehen und einen richtunggebenden Rassekern besitzen. Der Rassekern gibt dem Volk sein besonderes, ganz bestimmtes Gepräge, sein Gesicht; gibt ihm die Eigenschaften, die es fähig macht, seine gerade ihm gestellte Aufgabe durchzuführen, und ohne die es sein ureignes Wesen verliert. Die Rasse, welche den Kern eines Volkes bildet, ist damit keineswegs im absoluten Sinne besser oder wertvoller als eine andere, aber sie ist gerade für dieses Volk lebenswichtig und ihr starkes und sichtbares Vorhandensein wird immer in direkter Beziehung stehen zur Stärke und Lebensfähigkeit des Volkes.

Wenn wir unter Rassenpflege nach Fries die Anwendung der Forschungsergebnisse der Rassenkunde, also die Lehre von der Notwendigkeit der Reinerhaltung und Bestandserhaltung der jedem Volk seine Eigenart verleihenden Rasse verstehen, so ist deutsche Rassenpflege also die Förderung und Stärkung des nordischen Rassekerns. Denn der Rassekern des deutschen Volkes ist die nordische Rasse!

Die anderen zum harmonischen Gefüge des deutschen Volkes gehörigen Rassebestandteile sind zum Leben und zur Erhaltung des deutschen Volkes keineswegs unwesentlich oder gar wertlos, wie manche fälschlicherweise glauben. Sie bedürfen aber wegen ihrer vorhandenen Durchsichtigkeit und ihrer geringeren biologischen Gefährdung keiner besonderen Pflege. Der nordische Mensch, oder allgemeiner gesagt, der nordische Rassebestandteil in unserem Volk ist besonders verletzlich, weil er sich vornehmlich in stürmischen Zeiten am stärksten verzehrt und verblutet. Jeder Krieg nahm immer unserm Volk an erster Stelle sein nordisches Blut, jeder Gefahr warf sich der nordische Mensch am schnellsten entgegen und ging als erster zu Grunde. Aber auch

in scheinbar ruhigen Zeiten verblutet der nordische Mensch auf andere Weise. Seine schöpferische und gestaltende Kraft bringt ihn zum sozialen Aufstieg, er tritt durch natürliche Auslese in die Führung des Staates und des öffentlichen Lebens. Wir wissen aber, daß der soziale Aufstieg in unserem Volk immer wieder den Tod dieses leistungstüchtigsten Erbgutes durch Kinderlosigkeit nach sich gezogen hat und damit das Verschwinden der besten Erblinien aus dem Volkskörper verursachte. Diese Erkenntnis zwingt alles daran zu setzen, um solche dringend nötigen und wertvollen Erblinien aus unserem Volk nicht verschwinden zu lassen.

Es ist deshalb so wichtig, das „Wunschbild des nordischen Menschen“ in unserem Volk, in unserer Jugend lebendig zu machen. Denn es ist nötig, daß bei der Eheschließung nun nicht etwa nach dem „genormten Menschen“ gesucht wird, wohl aber, daß in jedem jungen Menschen dieses Wunschbild so lebendig im Unterbewußtsein verankert wird, daß er sich bei der Gattenwahl von dem Wunschbild mit leiten läßt. Wir wollen, daß der Junge dazu kommt, sich um das zurückhaltende, herbe, vielleicht oft trotzig gehemmte, seine Gemütsiefe durch kühle Sachlichkeit verbergende Mädchen stärker zu bemühen, — daß das Mädchel den eigenwilligen, unbequemen, vielleicht oft wenig geselligen Jungen nicht als absonderlich abtut, sondern ihm mit Verständnis entgegenkommt. Das ist schon Pflege des nordischen Rasseferns.

Zudem ist die nordische Rasse das Verbindende, das dem deutschen Volke dadurch gegeben ist, daß alle deutschen Stämme einen Einschlag nordischer Rasse haben, mögen sie sich sonst auch durch Einschläge nichtnordischer Rassen voneinander unterscheiden (Friesen). Überall, wo deutsche Menschen leben, ist nordische Rasse lebendig, gleichgültig, ob sie durch körperliche Merkmale sichtbar ist oder nicht. Denn die Rassenseele ist nicht meßbar, mit Taftzirkel und Lichtbild werden wir die nordische Seele niemals erfassen. Je mehr wir uns aber auf unser urtümliches Wesen besinnen, und je mehr wir unsere Aufgabe erkennen, die uns als deutschen Menschen gestellt ist, desto mehr werden wir Augen und Herzen schärfen, um dieses nicht Wägbare und nicht Meßbare zu finden.

Es ist interessant, daß der gefährlich große Jude Rathenau bereits im Jahre 1908 die Bedeutung der nordischen Rasse für das deutsche Volk begriffen hatte, als er schrieb: „Eine neue Romantik wird kommen, die Romantik der Rasse . . . Sie wird das reine Nordblut verherrlichen und neue Begriffe von Tugend und Laster schaffen . . . Die Aufgabe kommender Zeiten wird es sein, die absterbenden oder sich verzehrenden Adelsrassen, deren die Welt bedarf, von Neuem zu erzeugen und zu züchten. Man wird den

Weg beschreiten müssen, den ehemals die Natur beschritten hat, den Weg der Nordifikation“.

Der Führer des deutschen Volkes hat den Weg mit ungeahntem Erfolg beschritten, denn er hat die Rasse in den Mittelpunkt des allgemeinen Lebens gesetzt, so, wie er es in seinem „Kampf“ gefordert hat. Gibt man der Rasse eine solche grundlegende Bedeutung für das Leben des Volkes, dann folgt daraus zwingend, daß alle im Volkstumskampf stehenden Menschen und Gliederungen, Stände, Körperschaften und Arbeitsstellen sich dieser Forderung immer und immer wieder bewußt sind und sie in allen ihren Maßnahmen berücksichtigen. Hierbei ist auch immer an den Kampf gegen die so sehr ernste Gefahr der artfremden Rassenmischung zu denken. Wenn oft behauptet wird, es gäbe ja bei uns gar keine rassischen Mischehen, denn kein Deutscher heirate ja einen Juden oder Zigeuner, so ist das leider nicht wahr. Rassische Mischehen kommen auch bei uns immer wieder vor, zumal, wenn das artfremde Blut bereits in einer vorausgegangenen Generation eine Mischung mit deutschem erfuhr. Wer die Gefahr der Rassenmischung kennt, weiß, welches Anheil auch durch einige wenige Mischehen in die Volksgruppe kommt.

Man muß es sich immer wieder vor Augen halten, daß ja nicht der artfremde Ehepartner als Persönlichkeit abgelehnt wird, — nein er mag sogar persönlich ein ehrenwerter und lauterer Mensch sein. Nicht um den Einzelmenschen und um das Einzelschicksal handelt es sich, sondern um die Gefahr der Vereinigung zweier Erbströme, die miteinander zu keinem harmonischen Gefüge gelangen können, weil sie Erbanlagen zusammenbringen, die sich nicht zusammensfügen lassen, — die deshalb zu unglücklichen, zerrissenen, gespaltenen, friedlosen Menschen führen. Das Erbgefüge kann nicht zum harmonischen Zusammenwirken der allzu verschiedenen artfremden Rassebestandteile kommen, es wird gesprengt. Schließlich gehen die Mischlingsfamilien allmählich zugrunde, nachdem sie die gesunde Erblinie zerstört und ihr gefährliches Erbgut an viele andere gesunde Erblinien weiter gegeben haben und so zur Verschlechterung der Rasse des ganzen Volkes ihren Beitrag geleistet haben. Es sinkt dann allmählich und sicher die Leistungsfähigkeit des Gesamtvolkes wie auch der Volksgruppe, denn „die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben“.

Ganze Menschen von höchstmöglicher Leistungstüchtigkeit braucht unser Volk und im besonderen unsere Volksgruppe.

„Es gibt nur ein heiligstes Menschenrecht, und dieses Recht ist zugleich die heiligste Verpflichtung, nämlich dafür zu sorgen, daß das Blut rein erhalten bleibt, um durch die Bewahrung des besten Menschentums die Möglichkeit einer edleren Entwicklung dieser Wesen zu geben.“

Indogermanenfrage und Rassenforschung

1.

Im Jahr 1816 wies Franz Bopp den gemeinsamen Ursprung der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache mit der Sanskritsprache nach und faßte den Zusammenhang in der Bezeichnung der beiden geographisch entferntesten Glieder als Indo-Germanen. Dieser Begriff erhielt sich, trotzdem in der Folgezeit noch mehrere Sprachen hinzukamen. Damit war der Grundstock zur vergleichenden Sprachforschung und darüber hinaus eine Anregung zu einer Sprach- und Kulturgeschichte der abendländischen Völker gegeben, die sich als überaus fruchtbar erweisen sollte.

Nun können die nur sprachwissenschaftlichen Forschungen die Indogermanenfrage aber niemals allein lösen. Die Sprache ist wie alle sonstigen Kulturzüge einem nicht umkehrbaren Wandel unterworfen, der nur bei vorsichtiger Beurteilung Rückschlüsse auf die Kulturgeschichte des betreffenden Volkes gestattet. Wenn man im Sinne der modernen Völkerkunde in der Kultur den Wirkungszusammenhang von Sitten, Bräuchen und Einrichtungen sieht, so ist die Folgerung verständlich, einen Sprachenwandel nur in Abhängigkeit von den „Änderungen aller anderen Erscheinungen derselben Kultur“ zu erwarten. Dieser Kulturwandel läuft aber keineswegs für alle kulturellen Einheiten im selben Tempo ab. Dies zeigt z. B. die Geschichte Ägyptens, dessen Sprache starken Wandlungen unterworfen war, trotzdem sich Werkzeuge und Geräte seit der Pharaonenzeit kaum geändert haben.

Eine derartige Sprachwandlung wird erst aus dem Funktionszusammenhang mit dem Kulturleben verständlich, zu dem sie gehört. So haben z. B. viele Völker eine Bezeichnung für „Schnee“, aber nur die Eskimos haben verschiedene Eigenworte für verschiedene Zustandsformen des Schnee, weil eben der Schnee eine ganz besondere Bedeutung für dieses Volk hat. Andererseits weist Neckel darauf hin, daß die Indogermanen die Bezeichnung für Schnee auch in Gebieten beibehalten haben, wo sie zwecklos ist, z. B. in tropischen Gegenden Indiens. Es ist deshalb widersinnig, statt sprachlicher Erscheinungen im funktionalen Zusammenhang konstruierte „Sprachelemente“ miteinander zu vergleichen, wie es die Kulturkreislehre Pater Schmidts tut, da die Annahme einer fehlenden Eigenentwicklung der Sprachen sachlich falsch ist und zu der unmöglichen Folgerung führt, daß

sich die Sprache primär als wichtige Funktion des Gefellungslebens nicht wandeln könnte; tatsächlich unterliegt die Sprache aber einer kulturellen Siebung und ist nie etwas Starres.

Die Sprachwandlung als Reaktion eines Volkes auf irgend ein Geschehen ist aber nur unter Berücksichtigung all der Faktoren zu deuten, von denen die Art und Weise des Angebots neuen Kulturguts abhängt: Ob ein Volk zu diesem Kulturgut durch Wanderung kommt, oder ob es ihm von außen gebracht wird oder innerhalb eines Volkes von einer anderen sozialen Schicht oder biologischen Gruppe übernommen wird. Man darf also nicht einfach aus der Sprachgemeinschaft auf eine Blutsgemeinschaft schließen! So nahm man z. B. die weitgehende Übereinstimmung zwischen dem Ungarischen und den slavischen sowie türkischen Sprachen als einen Beweis verwandtschaftlicher Beziehungen der drei Völker hin, bis 1799 Gyarmathi feststellte, daß es sich in Wirklichkeit um Entlehnungen handelte und die tatsächlich verwandten Sprachstämme im Finnischen zu suchen seien.

Andererseits muß das Fehlen eines Kulturguts bei einer indogermanischen Gruppe nicht gegen ihre Verwandtschaft mit anderen Indogermanen sprechen. So wies P. v. Werder auf die Tatsache hin, daß eine Reihe von griechischen Staatsgebilden nur deshalb die Entwicklung zur Polis nicht durchmachte, weil in ihrer Entstehungszeit die einwandernden nordischen Stämme auf keine mykenische Königsburg trafen. Es ist deshalb auch die Ansicht Günterts abzulehnen, welcher gegen die Annahme Hirts von der „Urheimat der Indogermanen im Waldgebiet Europas“ mit der Begründung angeht, daß die Indogermanen kein gemeinsames Wort für Wald gehabt hätten; bezw., daß Ausdrücke für das Seewesen sich nur bei den Germanen, nicht dagegen bei anderen indogermanischen Gruppen finden ließen.

Man muß sich hierzu einmal klar machen, wie eine Sprache denn eigentlich weitergegeben wird. Keyser weist darauf hin, daß die römische Sprache zunächst dadurch verbreitet wurde, daß sich ihre Träger unter fremdsprachlicher Mehrheitsbevölkerung ansiedelten und diese zur Übernahme der lateinischen Sprache veranlaßten. Später vermittelten diese Völker die römische Sprache auch an Dritte weiter, also ohne Beteiligung „echter Römer“! Die Germanen lernten z. B. das Lateinische nicht von den Kelten. Daß hierbei die einheitliche lateinische Grundsprache verschiedene Umgestaltungen erfuhr, ist verständlich, wenn man weiß, daß jedes Volk ein fremdes Kulturgut, also auch die Sprache, in ganz besonderer Weise assimiliert. So entstanden die heutigen „romanischen Sprachen“, de-

ren gemeinsamer Ursprung aber nichts mit einer entsprechenden erbbiologischen Verwandtschaft ihrer heutigen Träger zu tun hat. Ebenso wenig gibt es eine indogermanische Ur rasse als Bestandteil aller Völker mit indogermanischem Sprachgut!

Das völkertkundliche Problem der Indogermanenfor schung liegt also nicht in dem völlig abwegigen Gedanken, in dem gemeinsamen Ursprung der einzelnen Sprachstämme von einer Grundsprache einen Hinweis auf gleiche Abstammung der Inder, Perser, Griechen usw. von einem „Urvolk“ zu sehen. Entscheidend ist vielmehr in der Frage, wie es dazu gekommen ist, daß all die verschiedenen in der (sprachlichen) Indogermanengruppe zusammengefaßten Völker eine solche Sprache übernahmen. Wie die wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten Jahre zeigten, kommt nur die nordische Rasse als Vermittlerin des indogermanischen Sprachguts in Frage, indem Bauerntrecks aus Nordeuropa allmählich die anderen Völker überlagerten und ihnen ihre Kultur brachten. Da es für diese Völker keine gemeinsame Ur rasse gibt, kann es auch keine Urheimat aller Indogermanen geben. Berechtigt ist dagegen die Frage: Woher kamen die nordischen Bauern, welche man als ursprüngliche Träger der indogermanischen Grundsprache ansehen muß?

2.

Es würde im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit gehen, alle Gründe für den Ursprung der Nordischen Rasse aus Nordeuropa anzuführen. Es sei nur erwähnt, daß entgegen den Annahmen von Eickstedt, Güntert, Wahle, Rosenberg usw. die Urheimat der Nordischen Rasse nicht in Südrußland oder Zentral-Asien zu suchen ist. „Man hat Anfang und Ende einer langen Entwicklungsreihe verwechselt“ (Schuchardt), wenn man die Herkunft der nordischen Schnurkeramiker aus Südrußland vermutete, die dann erst die Germanen, Kelten und Illyrier indogermanisiert hätten.

Man folgerte nämlich aus der Beobachtung, daß innerhalb des indogermanischen Schriftguts die ältesten Spuren im Osten zu finden seien, einen Ursprung der ersten Kulturträger aus Asien, und wies vor allem auf die veddischen Hymnen hin, die bei weitem älter, als die Homerischen Gefänge sind. Nun weiß aber jeder Völkertkundler, daß sich Sprachen im Mutterland mitunter viel rascher wandeln, als in den Kolonien: Englisch in England bzw. USA, Französisch in Frankreich bzw. Kanada, Sidschisch in Osteuropa usw. (Reyher).

Die stärkere Spezialisierung der germanischen Sprache gegenüber östlichen indogermanischen Gruppen ist daher kein Beweis für die Zuwanderung der Germanen aus einer Gegend mit „urtümlicheren“ Sprachen, denn

man könnte mit derselben Logik die Herkunft der deutschen Sprache aus dem Jiddischen ableiten, weil im Jiddischen altertümlichere Formen der deutschen Sprache erhalten blieben, als im Deutschen! (Dasselbe gilt für das Überleben altertümlicher Formen der indogermanischen Grundsprache etwa im Litauischen).

Einer weiteren Fehldeutung ist die vergleichende Sprachforschung auch durch zufällige Übereinstimmung ausgesetzt: Das *Uingit* der Alaskaindianer z. B. ist dem Kaukasischen verblüffend ähnlich, würde also bei einem vorderasiatischen Volk ohne weiteres als Verwandtschaftsbeweis mit den kaukasischen Sprachen gedeutet werden! (Deeters). Tatsächlich ist der Gleichklang von Worten für ihren Ursprungszusammenhang oft nebensächlich; so ist die Übereinstimmung zwischen englisch *bad* und neuperfisch *bäd* „schlecht“ oder englisch *much* und spanisch *mucho* „viel“ nach Deeters rein zufällig und für einen etwaigen Verwandtschaftsbeweis nachweislich belanglos.

Als Letztes sei der Kernfehler der Kulturkreislehre genannt, die Übereinstimmungen in irgend welchen Erscheinungen, wie etwa dem Mutterrecht, als Verwandtschaftshinweis zu deuten, ohne zu beachten, daß derartige Kulturzüge bei allen Völkern vorkommen und nur Varianten einer Rechtsordnung darstellen. Derartigen Fehlern unterliegen alle wissenschaftlichen Methoden der Kulturforschung, die sich über anthropologische Ergebnisse und erbbiologische Ausdeutungen hinwegsetzen.

3.

Somit ergibt sich, daß die Indogermanenfrage längst aus einem Spezialstudium der Sprachforschung zu einem grundlegenden Thema wurde, an dem alle Wissenszweige fördernd mitgestalten, denen die Entwicklung der Menschheit Forschungsgebiet ist. Aus der Zusammenarbeit des Linguisten, Völkerkundlers, Religionswissenschaftlers, Archäologen, Vorgeschichtlers, Historikers und Rassenkundlers usw. ist im Sinne einer wahren Forschungsgemeinschaft ein „konstruktives Gemeinschaftsschaffen“ entstanden, wie es in der Hermann Hirt gewidmeten Festschrift „Germanen und Indogermanen“ heißt. Wenn hierbei die rassenbiologische Schan den Führungsanspruch stellt, so liegt das nicht an der Überheblichkeit eines Sonderfachs, sondern ist Anwendung unseres Wissens, daß Kulturgeschichte ohne Beachtung ihrer Voraussetzungen, nämlich des kulturfähigen Erbguts, totes Wissen ist. Kulturgeschichte ist Rassen Geschichte, ganz gleich, von welcher Seite die Fragen gestellt werden. Mit Recht schreibt daher Kus zur Indogermanenfrage: „Die stärksten Anstöße sind in letzter Zeit von der Rassen-

forschung ausgegangen, die dank vielseitiger Aufmerksamkeit für alles für ihre Arbeit Bedeutsame heute auf ihrem Gebiet die sichersten und weitgehendsten Schlüsse ziehen kann.“

Es wird bisweilen die Bedeutung der rassentkundlichen Forschung für die Indogermanenfrage zwar anerkannt, die Genauigkeit ihrer Aussage aber unter Hinweis auf die wenigen Skelettfunde angezweifelt. Man be-geht hierbei den großen Fehler, sich unter der Wanderung dieser nordischen Kulturpioniere die Bewegung riesiger Menschenmengen vorzustellen. Es kann sich aber tatsächlich nur um kleine Trupps gehandelt haben, da es ausgeschlossen ist, daß große Massen in derartiger Weise ein neues Gebiet besiedeln. Keyser weist z. B. darauf hin, daß Truppenbewegungen derartigen Ausmaßes auch dem heutigen Feldherrn selbst bei bester Organisation und modernster Technik eine fast unüberwindliche Aufgabe stellen. Es handelt sich also nicht um das massive Anstürmen riesiger Kriegermengen, sondern um das Zwischensiedeln wandernder Bauern, deren kulturelle Leistung nicht an ihre Zahl, sondern an ihr nordisches Erbgut gebunden war. Die eigentliche Wanderungszeit darf daher kurz angefaßt werden, man bedenke, daß die Mennoniten in 6—8 Wochen mit ihrer gesamten Habe von der Weichsel bis zum Schwarzen Meer zogen.

Wir dürfen annehmen, daß diese nordischen Wandergruppen Bauern waren, da Nomaden nicht sesshaft werden. Die indogermanische Eroberung ist eine b ä u e r l i c h e B e s i t z e r g r e i f u n g gewesen, „die ersten indogermanischen Eroberer bezeichnen sich selbst als Ackerbauern.“ (Darré).

Somit haben sich über geringe Skelettausbeute und Lebensform der nordischen Stoßtrupps heute befriedigende Auskünfte ergeben. Auch in der dem Erbbiologen nicht sehr beweiskräftig erscheinenden Annahme von einer frühzeitigen Spaltung der „Urindogermanen“ in einen Ost- und Westflügel hat sich seit Entdeckung des Tocharischen und Hethitischen als indogermanische Sprachen eine Wandlung vollzogen. Man hatte ursprünglich in West- oder Kentum-Indogermanen (Germanen, Kelten, Italiker, Griechen, Veneter) und Ost- oder Satem-Indogermanen (Slaven, Balten, Illyrier, Thraker, Iranier, Inder) unterteilt, stellte aber fest, daß die besonders weit ostwärts gelegenen Sprachen Tocharisch und Hethitisch zur Kentumgruppe gehören, welche heute als die ältere Stufe des Indogermanischen angesprochen wird. Zur Klärung dieser Frage ist nicht nur die Kolonisationsgeschichte wichtig, sondern auch das völkertkundliche Problem zu überdenken, was das indogermanische Einzelvolk auf Grund seiner erblichen Reaktionsfähigkeiten an neuen Kulturgütern auswählt, und wie es diese assimiliert. Eine derartige Siebung ist weitgehend von der Persönlichkeit der Führer

eines solchen indogermanischen Trupps abhängig, die trotz gegebener Rassenähnlichkeit charakteristische Erbverschiedenheiten innerhalb der Variationsbreite ihrer Rasse aufweisen werden. So führen auch diese Fragen wieder zur rassenbiologischen Forschung.

Die rassenkundlichen Ergebnisse sind in überzeugender Weise von Günther und besonders Neche in seinem Buch „Rasse und Heimat der Indogermanen“ dargestellt worden. Eine Fülle von Beweisen spricht für den Güntherschen Satz, daß die Schnurkeramiker jeweils den Kern eines indogermanischen Volkstums gebildet haben, der zugleich „ein Kern nordischer Herrengeschlechter“ war. So entstanden die Kulturen der Kelten, Italiker, Hellenen und Illyrier, die baltischen und slavischen Indogermanenvölker, und die Indo-Iranier des Ostens. Als Kulturträger, nicht als Räuber kamen nordische Menschen zu Skythen, Hethitern und Tocharern, und fanden die großartigste Ausprägung ihres Erbguts im Germanentum, das nicht nur in seiner Oberschicht, sondern in seiner gesamten vollklichen Einheit nordrassisch war.

Zunächst stehen die Eroberer, wie Vierkandt gezeigt hat, zu der unterworfenen Schicht in einem Gewaltsverhältnis, aus dem aber durch das Zusammenleben eine feste Lebensordnung wird, die von Willkür weitgehend frei ist. Ob dann die Siebung auch zur Auslese wird, ist eine weitere Frage, die zu dem wichtigen Problem der Rassenmischung und dem Volkstod einer Herrengruppe durch Geburtenrückgang und Gegenauslese im Kriege führt.

Ganz zu Recht sehen wir daher auch den Niedergang dieser mächtig aufgeblühten indogermanischen Kulturen im Volkstod der nordischen Herrenschicht begründet, denn eine Kultur lebt nie allein aus sich heraus, sondern ist an schöpferische Menschen gebunden.

Die nordische Rasse schuf und trug die indogermanischen Kulturen, die so sehr Zeugnis nordischen Erbes sind, daß sie vergingen, als die Menschen starben, denen sie ihr Aufblühen verdankten. Eugen Fischer sagt von der nordischen Rasse als Träger der indogermanischen Kultur, daß sie die einzigartige kulturschöpferische Begabung gehabt hat, die sie zu derartigen Leistungen befähigte. „An vielen Orten ist von dieser Grundlage aus keine große weitere Entwicklung geworden, an anderen aber, wo sie hinkam, eine glänzende und an keiner Stelle, wo sie nicht hinkam in Europa irgend eine!“

Geburtenrückgang und Gegenauslese im Kriege schmälerten empfindlich den Bestand der nordischen Siedlergruppen auf vorgeschobenem Posten, hätten aber nie den Volkstod herbeigeführt, wenn sich diesen bedrohlichen Erscheinungen nicht noch die Vermischung mit Fremdrassigen zuge-

sellte hätte: die vorderasiatische Rasse und andere Fremdassen unterwanderten die Hochkulturen Persiens, Griechenlands und Roms und brachten sie zu Fall, überall ließ fremdblütiger Einschlag das ursprüngliche Indogermanentum zugrunde gehen.

Nicht nur sprachwissenschaftlich zusammengestellte Gruppen umfaßt der Indogermanenbegriff, sondern darüber hinaus all diejenigen Völker, deren geschichtliche Entwicklung durch Menschen nordischer Rasse bedingt wurde — bis zu den großen Wanderungszügen dieser Rasse in der Kolonialgeschichte unserer Tage. Die Indogermanenforschung gipfelt somit in einem ehrlichen Bekenntnis zu einem — richtig verstandenen — nordischen Gedanken. Es war das gleiche Erbgut, welches die verschiedenartigen indogermanischen Kulturen aufblühen ließ, welches aus einem Griechenland ein Hellas schuf, ein Rom zur Weltmacht führte, eine vergessene Provinz Spanien als Wandalufien und Gotalonien zum Leben rief, Wikinger in alle Welten ziehen ließ, die deutsche Ostkolonisation durchführte und die Kulturen des Abendlandes schuf, sowie in einem unerhört harten Schicksalskampf den Völkern, die mit diesem Erbgut bedacht waren, weltgeschichtliche Größe gab. Dieser nordische Gedanke erschöpft sich nicht in Langschädlichkeit und blonden Haaren, er sucht den ganzen Menschen, der dahinter steht und bangt um dessen Schicksal und damit um dasjenige der Völker Europas, wenn er den Träger nordischen Erbguts vom Geburtenrückgang bedroht weiß. So führt die Indogermanenforschung aus dem historischen Erlebnis zu dem verpflichtenden Bekenntnis, aus der Geschichte zu lernen und dieses nordische Erbgut zu wahren, denn Rassenpolitik tut not!

Schrifttum

- Arns, H.: Herausgeb. der Festschrift für H. Sirt „Germanen und Indogermanen“ 1936.
- Christian, B.: „Die Wurzeln des euraf. Tierstils“ Rasse 1937, 4, 1.
- Darré, R. W.: „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“ München.
- Deeters, G.: „Bergl. Sprachwissenschaft“ in Lehrbuch der Völkerkunde, Stuttg. 1937.
- Grohmann, R.: „Lag die Urheimat d. nord. Rasse in Sibirien?“ Rasse 3, 1936.
- Günther, H. F. R.: „Die nordische Rasse b. d. Indogermanen Asiens“, München 1934.
- Güntert, H.: „Der Ursprung der Germanen“, Heidelberg 1934.
- Heberer, G.: „Die mitteldeutschen Schmurkeramiker, ein Beitr. zur Indogerman. Frage“ Verb. Ges. phys. Anthr. 8, 1937.
- Sirt, H.: „Die Indogermanen“, 1905 u. 1907.
- Jacob-Friesen, R. S.: „Grundfragen der Urgeschichtsforschung“ 1928.
- Keyser, Erich: „Das Volk der Indogermanen u. f. Erforschung“ Arch. Bev. Wiss. 7, 4, 1937.

- Keyser, E.: „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands“ Leipzig 1938.
- Kosfina, Gustav: „Die Indogermanen“ Mannusbücherei Nr. 26.
- Kraiker, W.: „Vorgesch. Zeugnisse f. d. nord. Herkunft d. Griechen“ Klasse 9, 1937.
- Kraiker, W.: „Die Einwanderung der Nordstämme nach Griechenland“ Klasse 5, 1938.
- Külz, W.: „Schrifttum zur Indogermanenfrage“, Sonne 14, 1937.
- Mühlmann: „Rassen und Völkerkunde“, Braunschweig 1936.
- Mühlmann: „Geschichtl. Beding. Methoden u. Aufgaben der Völkerkunde“ in Lehrb. der Völkerkunde, Stuttgart 1937.
- Mühlmann: „Methodik der Völkerkunde“ Stuttgart 1938.
- Reche, O.: „Rasse und Heimat der Indogermanen“ 1936 (Schrifttum!).
- Reche, O.: „Rassenphysiolog. Hinweise auf d. Heimat d. Menschenrassen“ Verh. Gesellsch. phys. Anthropol. 8, 1937.
- Rosenberg, G.: „Kulturströmungen in Europa zur Steinzeit“ Kopenhagen 1931.
- Siegelin, W.: „Die blonden Haare der indogerman. Völker des Altertums“, Lehmann 1935.
- Schrader-Krahe: „Die Indogermanen“ 1935.
- Schuchardt, C.: „Alt-Europa“ 1935.
- Schulz, W.: „Indogermanen und Germanen“ 1936.
- v. Werder, P.: „Gemeinschaft und Herrschaft als Staats- und Kulturtypen“ Stuttgart 1938.

Lothar Köfler

Hygiene und Ansele

1.

Für den Arzt der alten Zeit lag der Sinn seiner Aufgabe eindeutig fest: Leiden zu heilen, Leiden zu lindern. Der Arzt war der Helfer des leidenden Menschen.

In dem Maße aber, als — besonders im letzten Jahrhundert — durch exakte naturwissenschaftliche Forschungen und Untersuchungsmethoden neue Einsichten in die naturgesetzlichen Zusammenhänge über Entstehung und Ablauf von Krankheiten gewonnen wurden, als die verhängnisvolle Rolle des infizierten Einzelindividuums als Überträger für die Ausbreitung schwerer Volksseuchen klar wurde, trat ein grundsätzlicher Wechsel in der bisher rein persönlich gefaßten Beziehung des Verhältnisses Arzt—Patient ein.

Die neugewonnenen Erkenntnisse erweiterten nicht nur den Aufgaben- und Pflichtenkreis des Arztes vom Krankheiten-Heilen zum Krankheiten-Verhüten, sie stellten auch zugleich das ärztliche Handeln über die Verantwortlichkeit am Individuum hinaus unter die Verantwortlichkeit vor der heute lebenden Allgemeinheit. Der Arzt, der Vertraute des Patienten,

wird hineingestellt in einen Pflichtkonflikt zwischen diesem und der Allgemeinheit: Sie Recht des Individuums — Sie Wohl des Ganzen!

Dafür einige Beispiele: Bei der Schutzpockenimpfung, welche bewirkt, daß der Geimpfte jahrelang eine Immunität, zumindest aber eine erhöhte Widerstandskraft gegenüber den echten Pocken erwirbt, versetzt der Arzt ein an sich völlig gesundes Individuum bewußt in einen fieberhaften Zustand, um den oben erwähnten Immunitätszustand herbeizuführen. Er tut das aber nicht nur des Individuums wegen — nur ein Bruchteil der heute in Mitteleuropa lebenden Bevölkerung hat überhaupt Gelegenheit, sich an Pocken zu infizieren — sondern weil wir wissen, daß bei der hohen Infektionsgefahr die Feiung jedes Volksgenossen der sicherste Schutz der Allgemeinheit vor einem Umsichgreifen der Seuche ist, falls einmal Erreger durch Menschen oder Gegenstände aus Seuchengebieten eingeschleppt werden sollten. Um also die Allgemeinheit vor der Möglichkeit des Auftretens einer Seuche zu bewahren, versetzt der Arzt — und der Staat steht ihm dabei mit seinen Machtmitteln zur Seite, — gesunde Menschen in einen fieberhaften Zustand, der in der überwiegenden Zahl der Fälle gutartig verläuft, gelegentlich aber zu ernstern Komplikationen, ja in selteneren Fällen sogar beim Zusammentreffen unglücklicher Zufälle zum Tode führen kann.

Der gleiche grundsätzliche Wandel in der Ansicht über die Pflichten des Arztes kommt auch in der Meldepflicht bestimmter Erkrankungen zum Ausdruck. Die Schweigepflicht des Arztes wird dem Staate gegenüber gebrochen, und zwar gleichgültig, ob dem Patienten oder seiner Familie durch die Konsequenzen, die der Staat aus dieser Meldung zieht, Schäden wirtschaftlicher, sozialer oder gesellschaftlicher Natur entstehen.

Diese Beispiele mögen genügen. Es ist, um Mißverständnissen vorzubeugen, nur noch festzustellen, daß die Erfolge dieser Entwicklung, die das Wohl der Allgemeinheit vor das Recht des Individuums gestellt hat, rechtgegeben haben.

Der Rückgang der Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit, die Erfolge der Seuchenbekämpfung in allen Altersklassen, die Eindämmung der Berufskrankheiten und Anfälle haben zu einem ungeahnten Sinken der Sterbeziffer und einem Ansteigen der mittleren Lebenserwartung von etwa 36 Jahren im Jahre 1870 auf über 60 Jahre heute geführt, haben uns viel Volkskraft und Nationalvermögen erhalten, haben aber auch — und das ist freilich die Rehrseite dieser Erfolge — zu einer Überfüllung gehobener Berufsstellen mit alten Leuten geführt, die ernste Rückwirkungen auf die

sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der jüngeren Generation nach sich zogen.

2.

Innichten dieser imponierenden Erfolge der Medizin in der Bekämpfung der Umweltschädigungen auf den Menschen hat sich nun in unserer Generation unbemerkt eine Wende von weitesttragender Bedeutung vorbereitet. Gerade ein Menschenalter ist es her, daß die zunächst von der Wissenschaft verkannten Erbgesetze eines Gregor Mendel durch Tschermak, Correns, de Vries wiederentdeckt wurden und der Nachweis der Gültigkeit Mendel'scher Gesetze für normale menschliche Eigenschaften durch die großangelegten Bastarduntersuchungen Eugen Fischers gelang.

Seither ist kein Jahr vergangen, das nicht neue wichtige Einsichten in das Erbgeschehen beim Menschen gebracht hat. Wir sind heute in der Lage, die erbliche Bedingtheit oder Mitbedingtheit einer so großen Zahl normaler oder krankhafter menschlicher Eigenschaften zu erweisen, daß die Frage berechtigt sein könnte, ob es überhaupt ein krankhaftes Geschehen gibt, bei dem nicht erbliche Faktoren beteiligt sind.

Gerade die Zwillingsmethode, welche aus dem Vergleich erbgleicher und erboerschiedener Zwillinge ihre Erkenntnisse schöpft, hat sich bei der Prüfung, in welchem Ausmaß die Lebensvorgänge beim Menschen erblich mitbestimmt werden, als äußerst fruchtbar erwiesen. Sie hat uns gezeigt, daß selbst in den feinsten Eiweißstrukturen und physiologischen Reaktionen die erbliche Veranlagung wirksam ist.

Sie hat uns aber auch bewahrt, die Wirksamkeit des Erbes zu überschätzen. Sie hat zusammen mit den Ergebnissen der experimentellen Vererbungsforchung erwiesen, daß die Erbeigenschaften innerhalb einer gewissen Schwankungsbreite von der Umwelt her beeinflusst werden können.

Hier liegt — erbbiologisch gesehen — der Einsatzpunkt des bisherigen ärztlichen Handelns am Individuum.

Unser ärztliches Handeln verändert ja nicht das Erbe an sich, sondern wirkt sich nur am Erscheinungsbild aus. Krankhafte Eigenschaften, deren Wirkungen wir in der heutigen Generation erscheinungsbildlich ausgeglichen haben, können und werden sich in der nächsten Generation wieder geltend machen.

Nun hat aber — wie wir oben sahen — die moderne Erbforschung bei einer großen Anzahl von Erkrankungen, die man früher für rein umweltbedingt gehalten hat (bis in den Bereich der Infektionskrankheiten), erwie-

sen, daß sie in Wirklichkeit ohne eine erblich angelegte Anfälligkeit oder Organminderwertigkeit nicht zu erklären sind.

Es sind also früher dauernd eine große Zahl erblich anfälliger Individuen ausgetilgt worden, die wir heute erhalten. Erbliche Veranlagung läßt sich nicht nur für die Anfälligkeit, sondern auch für die Hinfälligkeit zeigen, das heißt für die Art und Weise, mit welcher der von einer Erkrankung befallene Organismus mit dieser fertig wird. So erleiden z. B. über 90 v. H. aller Menschen — meistens ohne es zu wissen — einen Tuberkulose-Anfall; eine Anzahl — und nicht etwa nur diejenigen aus den Elendsquartieren — erkranken, einige sterben. Welcher dieser drei Gruppen der Einzelmensch angehört, hängt nicht in allen Fällen, aber sicher für den Durchschnitt von seiner erblichen Veranlagung ab.

Sicher haben eine große Zahl von Säuglingskrankheiten ihre Ursache in besonderer Ungunst der Milieuverhältnisse, in besonders unsinnigen Ernährungsfehlern und anderem mehr. Der Abstellung dieser schwersten Schäden sind die Erfolge in der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit zu verdanken. Trotzdem aber bleibt ein gewisser Prozentsatz von Fällen übrig, die auch ohne besondere Umstände erkranken und akut oder infolge einer chronischen Ernährungsstörung zugrundegehen. Hier dürften sehr oft erblich bedingte Abwegigkeiten des Organismus an Entstehung und Verlauf beteiligt sein.

Gegen die schwersten Bildungsfehler, die mit dem Leben unvereinbar sind, sind wir auch heute noch machtlos. Während zum Beispiel in Deutschland die allgemeine Säuglingssterblichkeit seit 1910 von etwa 18 v. H. auf weniger als 7 v. H. gesunken ist, ist die Zahl der an angeborener Lebensschwäche verstorbenen Säuglinge gleichgeblieben. Gleichgeblieben trotz der modernen Geburtshilfe und Wochenpflege, — die heute sicher einen großen Teil von Kindern am Leben erhält, welche früher nach der Geburt gestorben wären!

Wir erhalten also zweifellos durch unser ärztliches Handeln von frühester Jugend an eine wachsende Zahl anlagemäßig abwehrschwacher Menschen, die früher gestorben wären und nie oder nur in geringerem Ausmaß als die Durchschnittsbevölkerung zur Fortpflanzung gekommen wären (Weinberg).

Sollte damit etwa die auch statistisch nachweisbare Zunahme der Verbrauchskrankheiten und konstitutionellen Erkrankungen auch in jüngeren Jahren zusammenhängen? „Schon heute“ — schreibt Pausen, und Grimm bringt dafür zahlenmäßige Belege, — „ist eine Zunahme derartiger Krankheiten, wie perniziöse Anämie, Nieren- und Herzkrankheiten dem beobach-

tenden Arzt unverkennbar?“ Dahin gehören auch die Krankheiten wie Basedowsche Krankheit, Magengeschwür, Zuckerkrankheit, besonders auch Krebs, dessen Zunahme sich — wie König nachwies — nicht allein durch den veränderten Altersaufbau und die Verstädterung erklären läßt.

Ist es Kezerei gegen sein eigenes Fach als Frauenarzt, wenn Sellheim schreibt: „Das enge Becken, das als ein wesentliches Verschlechterungszeichen der Rasse gelten darf, wird durch die Rettung der Kinder von Müttern, die damit behaftet sind, geradezu gezüchtet?“

Ist es Mißgunst der Frau gegenüber, die jahrelang vergeblich auf Kinderseggen gehofft und die ihn nur erhalten hat, nachdem sie mit einer irgendwie gearteten Reiztherapie behandelt wurde, ist es Mißgunst einer solchen Frau gegenüber, wenn der Erbbiologe solchem Tun mit Zurückhaltung gegenübersteht? Wissen wir doch, daß dann, wenn eine solche Reizbehandlung noch durch Röntgenstrahlen durchgeführt wird, nicht nur der anlagemäßig bedingte Infantilismus dieser Frau auf die nächste Generation weitergegeben werden kann, sondern darüber hinaus die Gefahr einer direkten Erbschädigung des Keimplasmas nicht von der Hand zu weisen ist.

Wenn ein jüngerer Mann heute trotz seiner Zuckerkrankheit — auch sie ist erblich mitbedingt — durch dauernde Insulingaben am Leben erhalten wird, arbeitsfähig bleiben und eine Familie gründen kann; wenn die Kinder mit Hasenscharte und Gaumenspalte, — die meist dominant erblich auftritt — frühzeitig operiert und am Leben erhalten werden können, während früher 40 v. H. starben; wenn die kosmetischen Erfolge dieser Operation so gut sind, daß heute fast alle heiraten können, während dies früher nur in den leichtesten Fällen selten genug geschah, — was wird die Folge sein?

Werden nicht von diesen Menschen Kinder heranwachsen, die wieder diese Abwegigkeit zeigen oder überdeckt weitergeben?

Wir helfen dem heutigen Menschen und belasten die Künftigen!

Wir lindern das Leiden in dieser Generation undbürden den künftigen Generationen doppeltes Leid auf. Denn hat man es nicht erlebt, daß da, wo gestern zu unseren Vätern ein Kranker kam, heute zwei und drei und vier Kranke hilfesuchend zu uns kommen?

Wo die Väter als Ärzte wirkten in hingebender Liebe und groß im Geben, stehen wir heute als Wissende in ernstem Ringen mit uns, wohl in der gleichen Liebe zum leidenden Volksgenossen, — das bitte ich mir zu glauben! — aber in größerer Verantwortung vor unserem Volke, vor unsern Kindern.

Wir wissen, unser Leben hier auf Erden, das da 30 und 60 und 80 Jahre dauert, wurzelt in einer anderen Dimension, ist nur ein kleiner sichtbarer Ausschnitt des größeren Lebens, das durch uns hindurchgeht. Wir sind nicht gestern und heute, wir sind tausend Jahre vorher und tausend Jahre nachher! Wir sind nur ein Teil des durch die Generationen fließenden Lebens unserer Ahnen, deren Wollen, Wirken und Fehlen in uns ist.

Und wenn wir Kindern das Leben geben, dann löst sich von unserem sichtbaren Leben ein Teil, eine Zelle und vereinigt sich mit einer anderen Zelle eines anderen Lebens, um daraus gemeinsam ein neues Leben nach uns zu schaffen. So trägt diese neuerstandene Generation auch noch das Ahnenerbe dieses anderen Lebens in sich; trägt es in sich wieder mit all seiner Kraft, Fähigkeit, aber auch seiner Schwäche und Abwegigkeit. Und all diese Erblinien der Familien, Sippen und Stämme bilden den immanenten Körper unseres Volkes, dessen Kraft, Fähigkeit und Stärke von Generation zu Generation bestimmt wird durch die Zahl und die Erbwertigkeit derer, die sich fortpflanzen.

Wir wissen, daß wir Menschen niemals in der Lage sein werden, das Erbe selbst in einer von uns gewollten und gelenkten Richtung abzuändern. Wir wissen: Gefunderhaltung des Volkskörpers ist nur möglich durch dauernde Auslese; Auslese, die bewirkt, daß erblich verschiedene Gruppen von Lebewesen verschieden starken Anteil haben an der Erstellung der nächsten Generation.

Was wir bisher getrieben haben, war oft Auslese zum Ungünstigen. Um die Nachkommenschaft der Erbwertigen haben wir uns nicht gekümmert, und die Erbkranken und Abwegigen, die früher gestorben wären, haben wir erhalten, so daß sie Kindern — oft vielen Kindern — das Leben geben konnten. Wir haben — kraß ausgedrückt — die Kinder der Säuser gepflegt und den erbwertigen Arbeiter der Stirn und der Faust den Ausbeutern überlassen, sodaß er den Mut verlor und sich — nur zu oft aus Not und Verzweiflung — die Gebräuche der Oberen zunutze machte und der Entstehung neuen Lebens vorbeugte.

Wir sind jetzt sehend geworden! Und wie alle Erbwertigen die Pflicht haben, ihrem Volke wieder große Familien zu schenken, so haben wir sicher auch die Pflicht, Erblinien, die in ernsterem Grade abwegig sind, an der Ausbreitung zu hindern. Denn unsere Nächstenliebe erschöpft sich nicht im Individuum, gilt nicht nur dem Menschen der heutigen, sondern auch der kommenden Generation.

Volkspflege in den deutschen Bauernsiedlungen

Die geschlossenen deutschen Bauernsiedlungen in Lettland ergeben prozentual den größten Geburtenzuwachs. Diese Tatsache rechtfertigt eine Reihe volkspflegerischer Maßnahmen, deren Ziel es ist, in jeder geschlossenen Siedlung

1. Eine Bestandaufnahme der einzelnen Familien durchzuführen;
2. Sich mit dem Gesundheitszustand dieser Familien bekannt zu machen (worunter auch rassehygienische Gesichtspunkte fallen);
3. Die für die wachsende Familie notwendigen hygienischen Verhältnisse sicherzustellen.

Diese Arbeit ist zunächst nur für einige Siedlungen in Angriff genommen worden. Daher können nachstehende Ausführungen nicht mehr wie einen ersten Einblick geben.

In der Bestandaufnahme werden die Ehepaare und deren Vorfahren in 2 Generationen sowie die Geschwister der Ehepaare verzeichnet. Besondere Beachtung gilt den Kindern des Elternpaares. Diese Bestandaufnahme, die meist ungezwungen anlässlich der Untersuchung für die Ehrengabe der deutschen Volksgemeinschaft durchgeführt wurde, weist folgende Besonderheiten auf:

Familien, die in der Generation der Eltern und Großeltern ihr Volkstum rein erhalten hatten, weisen auch heute nur selten Mischehen auf. Dagegen konnte bei mehreren Mischehen ein fremdstämmiger Einschlag in den vorhergehenden Generationen festgestellt werden.

In einer Siedlung von insgesamt 19 Familien, von denen 2 kinderlos sind, betrug die durchschnittliche Kinderzahl für 10 Familien 5,9 v. H.

Bearbeitung fanden nur deutschstämmige Familien.

Die Siedlung lebt ihr eigenes Leben für sich, schon durch Sprache und Empfinden von der Umgebung getrennt. Die nächste Kolonie ist meist zu weit, als daß die Jugend sich kennen lernen könnte. So kommt es zu wiederholter Einheirat in die selben Familien.

Etwa 15 Familien lassen sich auf 3 mit einander nicht verwandte Familien zurückführen. — Dadurch ist die Zahl aller gemeinsamen Vorfahren auch schon für 2 vorhergehende Generationen verhältnismäßig klein.

Der Gesundheitszustand der einzelnen Familien kann als mittelgut bezeichnet werden.

Die Wertung des Gesundheitszustandes beschränkte sich zunächst im Wesentlichen auf Konstitutionseigenschaften. In diesem Falle wurde

unter der Gesundheit des Einzelnen die ererbte Grundmasse und ihre Wandlung durch die Umgebung (Kampf mit dem Dasein) verstanden.

Es ist verständlich, daß die Auswanderung aus Wolhynien in doppelter Hinsicht eine Auslese darstellen konnte, da es sich einmal um diejenigen Kolonisten handelte, die nicht verstanden hatten, sich festzusetzen, auf der anderen aber um solche mit der ewigen deutschen Unruhe im Herzen, die seit jeher deutsche tätige Menschen aus heimischer Raumnöte in die Ferne drängt. Ferner stapelt das häufige Hineinheiraten in benachbarte, schon verwandte Familien, das schon in Polen begann und sich ständig wiederholte, in der Grundmasse einzelne Erbfaktoren an, die theoretisch auch eine Veredelung hätten abgeben können, praktisch aber oft negative Eigenschaften hervortreten ließen.

Ein besonders wichtiges Gebiet unserer Arbeit ist, die hygienischen Verhältnisse der wachsenden Familien sicher zu stellen. Darunter fallen Fragen der persönlichen Hygiene, einschließlich Nahrungs- und Wohnungs- hygiene, einschließlich Hof, Stall und Wasserversorgung, und die Hygiene der Arbeit. Besonders Augenmerk wurde der Hygiene der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes zugewandt.

Fragen der persönlichen Hygiene sollten heutzutage vom volkspflegerischen Standpunkt jeden Volksgenossen angehen, auf sie wurde daher in der Siedlung durch die Volkspflegerin geachtet. Verwirklicht werden soll: morgentliches Waschen mit entblößtem Oberkörper und ein kräftiges Frühstück kurz nach dem Aufstehen. Das stundenlange schwere physische Arbeiten mit nüchternem Magen führt leicht zu Erkrankungen des Verdauungssystems. Diese Forderung erhält Bedeutung durch die Beobachtung, daß im Winterhalbjahr, wo der Bauer länger schläft und sich Zeit zum Essen nimmt, diese Beschwerden seltener sind. Die Nahrung soll auch im Winter vielseitig sein. Es wird geworben etwa für zusätzliche Nahrungsmittel wie: roher Sauerkohl, rote Beeten, rohe geriebene Burkanen und Krasnbeeren, alles Dinge, die im landischen Haushalt leicht zu beschaffen sind. Der Forderung richtiger Kindernahrung wurde besonderes Gewicht beigelegt.

Wichtig ist das genügende Einwintern von Gemüse; daran fehlt es noch vielfach. Auf der anderen Seite wird reichlicher Vollmilchverbrauch der Erwachsenen empfohlen, einschließlich frische Butter und Käsemilch, als Ausgleich für den Speck und das Salzfleisch.

Die einfachste Form der Wohnung ist die Küche mit Backofen, an die sich eine warme Wand schließt, die einen gemeinsamen Wohn- und Schlafraum abgrenzt. Die warme Wand kann als zweckmäßig bezeichnet werden.

Gefordert werden muß die Trennung von Wohn- und Schlafraum. In den neuen Häusern ist das auch schon verwirklicht.

Die Kleidung der Kinder ist ungenügend und unzureichend. Hosen für Kleinkinder fehlen meist. Teilweise laufen die Kinder barfuß bis zum ersten November. Dann kommt der Schnee und das kleine Kind bleibt den Winter über im Zimmer. Früh- und Spätrachitis können daher oft nachgewiesen werden. Die Hygiene der Schlafgelegenheiten ist oft ungenügend. Betten haben oft nur die Erwachsenen. Es fehlt an Decken, so daß in Kleidern geschlafen wird, und man sich mit Mänteln behilft.

Auf 10 besuchten Höfen war kein Brunnen zu finden, der den primitivsten hygienischen Forderungen entsprochen hätte. Ebenso ungenügend ist gewöhnlich die Frage des Abortes geregelt. Arbeitshygiene ist zu sagen, daß das wachsende Kind früh mit schwerer Arbeit belastet wird. Rückgratsverkrümmungen und der asymmetrische Brustkorb lassen sich daher oft nachweisen.

Am schwerwiegendsten sind die Beobachtungen über die Hygiene der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes zu werten. Einer Siedlung etwa steht ärztliche Hilfe sowie die Hebamme gegen das übliche, geringe Honorar zur Verfügung. Sie scheuen die geringen Ausgaben, schieben notwendige Fahrten zum Arzt immer wieder auf, sind aber zu gleicher Zeit bereit, an Märkten, Taufen, Beerdigungen und Hochzeiten auf noch viel größere Entfernungen teilzunehmen.

Die Geburt gilt allgemein als die natürliche Folge der Eheschließung. Es sei erwähnt, daß die künstlich hervorgerufene Fehlgeburt ein sehr seltenes Ereignis in der von mir untersuchten Siedlung darstellt.

Die junge Wirtin zieht oft in ein unfertiges Haus. Außer der schweren Arbeit in der Wirtschaft muß sie oft noch bei der Männerarbeit helfen, wenn Aderland gerodet wird oder der Mann tagelang auf Verdienstoffahrten fort bleibt. Fällt der Beginn der Schwangerschaft in die ersten Monate des Jahres, so rufen die herbstlichen Erntearbeiten oft Früh- und Fehlgeburten hervor; denn für die schwangere Frau ist kaum Schonung üblich. Dieses bezieht sich besonders auf die Arbeit der Frau bei der Kartoffelernte. Die schwere Arbeit bis zur letzten Stunde vor der Geburt bringt oft Mutter und Kind in Lebensgefahr. Die Hebamme kommt zu den Geburten meist zu spät oder wird erst gar nicht gerufen. Nicht selten ist die Frau gezwungen, die Geburt ganz allein zu beenden, weil alle Hausgenossen auf den Feldern sind.

Das Stillen wird ordentlich besorgt; fehlt hingegen die natürliche Nahrung, so treten an deren Stelle völlig unzureichende Nahrungsgemische.

Gerade in solcher Aufklärungsarbeit bietet sich der Volkspflege ein außerordentlich dankbares Tätigkeitsfeld. War bisher aus den oben erwähnten Gründen die Sterblichkeit während der Geburt und in den 24 ersten Lebensstunden schon recht erheblich, so wird sie in den folgenden 4 bis 8 Wochen nicht geringer. Unerkannt gebliebene Alterstuberkulose (die hustende Großmutter!) ferner offen tuberkulöse jüngere Familienglieder sind oft der Grund für die häufig auftretende Hirnhauttuberkulose des Säuglings. Dann kommen ernste Erkrankungen der Atmungsorgane, entstanden aus vernachlässigten Katarrhen der oberen Luftwege. An dritter Stelle stehen Erkrankungen der Verdauungsorgane.

Alles in allem fielen der Säuglingssterblichkeit bei 10 untersuchten Familien in einer Siedlung mit zusammen 55 Kindern 10 Kinder zum Opfer — durchweg Erstgeburten! Das sind also 20 v. H. Säuglingssterblichkeit. Hier ist der Einsatz der Volkspflegerin notwendig. Sie betritt wenn möglich noch vor der Geburt das Haus und verläßt es nicht eher, bis alle Gefahren der geschilderten Art abgewandt sind und die Mutter, durch sie in der Arbeit entlastet, mehr Verständnis für die Pflege ihres Kindes gewonnen hat. Kontrollierende Besuche während der nächsten Woche sichern diese wichtigen Kenntnisse.

Zusammenfassend kann gesagt werden:

1. Die Bauernsiedlung ist zwar ein wichtiger Faktor unseres Geburtenzuwachses — aber
2. die Konstitution der ansässigen Familie ist nicht durchweg als günstig zu bezeichnen.
3. Die Auswanderung aus Wolhynien stellte nicht in allen Fällen eine günstige Auslese dar; das häufige Einheiraten in verwandte Familien hat sich oft negativ ausgewirkt. Auf diese Schäden muß hingewiesen werden.
4. Der Gesundheitszustand kann als mittelgut bezeichnet werden. Früh- und Spätrachitis ist häufig. Alters- und offene Tuberkulose kann nachgewiesen werden. Ärztliche Hilfe wird wenig ausgenutzt.
5. Die Hygiene der Wohnung, der Wasserversorgung, der Nahrung, weisen Mängel auf, an deren Beseitigung die Volkspflege mitarbeiten soll.

Die in der Zusammenfassung erwähnten Umstände verlangen den Einsatz der landischen Volkspflegerin als ständige Einrichtung. Diese Arbeit ist seit etwa zwei Jahren aufgenommen worden. Doch muß einmal eine eigene Volkspflegerin für jede Siedlung oder mindestens für mehrere aneinandergrenzende Siedlungen gemeinsam bestellt werden. Wünschenswert wäre es, daß die Volkspflegerin selbst aus einer Siedlung stammt.

Zur Frage der natürlichen Bevölkerungsbewegung der Deutschen Rigas 1800—1937

Im Jahre 1935 brachte das Februarheft der „Baltischen Monatshefte“ eine Untersuchung über den zeitlichen Beginn des Bevölkerungsrückgangs des lettländischen Deutschtums¹⁾. Diese Untersuchung stützte sich zahlenmäßig auf Vergleiche zwischen einzelnen Bestandfeststellungen und konnte somit die Häufigkeit von Geburt, Eheschließung und Tod nicht berücksichtigen.

Neben den Bestandausnahmen, den Volkszählungen, sind es drei Zahlenreihen, die in hohem Maße dazu geeignet sind, die Bevölkerungsbewegung in Zahlen festzuhalten: Geburt, Eheschließung und Tod sind leicht und exakt zu zählen, und aus dem Verhältnis dieser Zahlen zueinander und zum Bestand der Bevölkerung lassen sich die als Voraussetzung des zielgerichteten Handelns notwendigen Schlüsse ziehen.

Es genügt nun aber nicht, zu wissen, daß wir — um ein Beispiel herauszugreifen — in unserer Volksgruppe gegenwärtig noch mit einem Geburtenunterschuß zu rechnen haben, sondern wir müssen zeitliche und räumliche Vergleiche ziehen, um unsere heutige Lage richtig verstehen und bewerten zu können. In räumlicher Hinsicht wird das Vergleichen beim heutigen Stand der Statistik leicht gemacht, und auch Vergleiche mit der Lage bei anderen Völkern sind heute jederzeit möglich²⁾.

Schwieriger sind die Vergleiche in zeitlicher Hinsicht. Die Fragestellung der Statistik bleibt nicht stets die gleiche; die heute so wichtige Frage nach der Volkszugehörigkeit erschien früher nicht so wesentlich, und auch heute noch finden wir sogar im Südosten Europas Staaten, deren amtliche

¹⁾ S. Handrack: „Der zeitliche Beginn des Bevölkerungsrückgangs im Deutschtum Lettlands“, B. Mh. 1935/2.

²⁾ Derartige Vergleiche stellt in allgemeinverständlicher und übersichtlicher Form F. Burgdörfer in seinem Buch „Volk ohne Jugend“ (Berlin 1934) an; danach kamen im Jahre 1930 auf 1000 Einwohner im Deutschen Reich 17,5, bei den Deutschen in Lettland 13,1, in Estland nur 7,7 Lebendgeborene, — zum Vergleich aber bei den evangelischen Deutschen in Rumänien (1932) 23,5 Lebendgeborene, — ein Zeichen dafür, daß auch Volksgruppen im Auslande überdurchschnittliche Geburtenziffern aufweisen können. Gegenüberstellungen solcher und ähnlicher Art gibt es in großer Zahl, und sie geben ein Bild von der Verschiedenheit der volksbiologischen Position der Völker und Volksgruppen.

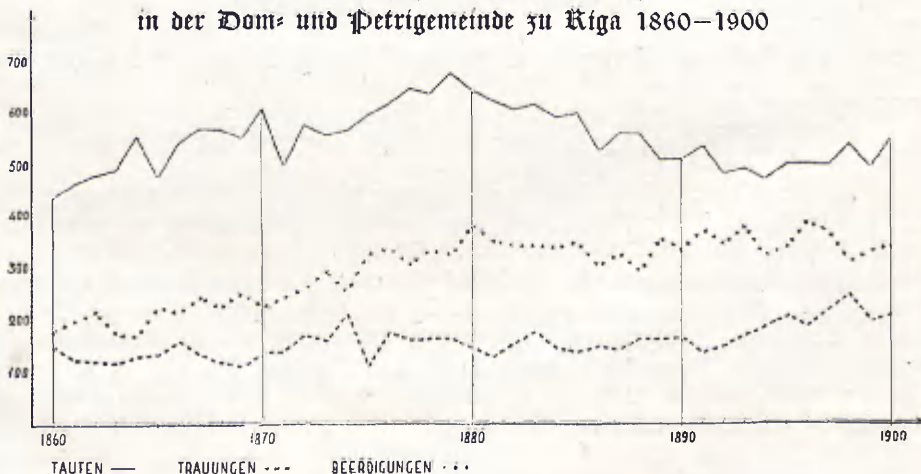
Statistik sich bisher zu keiner endgültigen Stellungnahme zu diesem Problem entschieden hat. Es gibt bei der Feststellung der Volkszugehörigkeit verschiedene Möglichkeiten, so die Feststellung auf Grund der Muttersprache, Abstammung oder des Bekenntnisses; unbedingt aber muß eine Entscheidung getroffen und am einmal gewählten Kriterium festgehalten werden.

Bei uns ist (in der Statistik) die Frage nach der Volkszugehörigkeit so alt, wie die amtliche Statistik Lettlands, d. h. wir können für die früheren Jahre die Zahl der deutschen Geburten, Eheschließungen und Todesfälle im Gebiet des heutigen Lettland nicht einwandfrei feststellen.

Um aber trotzdem auch zeitliche Vergleiche anstellen zu können, um an den früheren Bevölkerungsbewegungen in unserer Volksgruppe unsere heutige Lage ermessen zu können, wählen wir den Weg der sogenannten „repräsentativen“ Methode. Wir dürfen annehmen, daß die Zahl der Taufen, Trauungen und Beerdigungen der St. Petri- und der deutschen Domgemeinde zu Riga in ihrer Bewegung und in ihrem gegenseitigen Verhältnis — nicht in ihrer absoluten Größe — charakteristisch sind für die Zahlen der Geburten, Eheschließungen und Todesfälle unserer Volksgruppe, wenigstens aber der deutschen Bevölkerung in Riga. Diese Annahme wird bestätigt bei der Vergleichung der kirchlichen und der staatlichen Zahlen für die Nachkriegsjahre: die Bewegungstendenz der beiden Zahlenreihen (Absinken und Ansteigen) ist fast die gleiche.

Aus diesem Grunde wurden die Zahlen der Taufen, Trauungen und Beerdigungen bei der St. Petri- und der deutschen Domgemeinde zu

**Taufen, Trauungen und Beerdigungen
in der Dom- und Petri-gemeinde zu Riga 1860–1900**

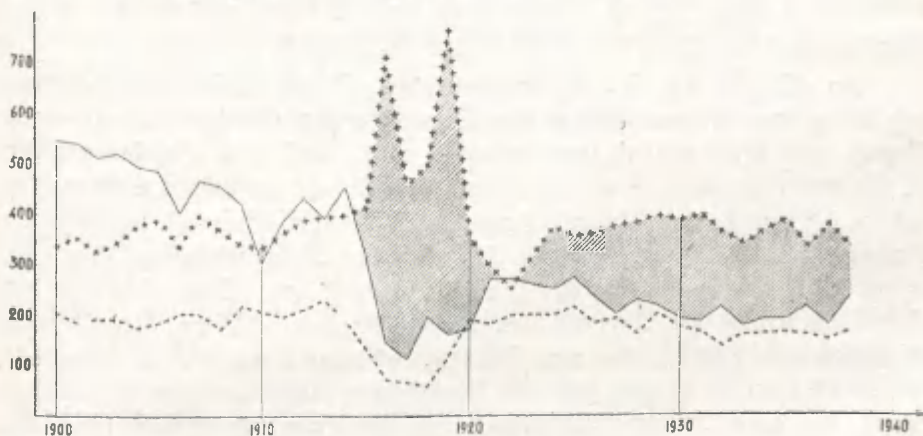


Riga für die Jahre 1800 bis 1937 festgestellt²⁾). Eine Trennung dieser beiden Stadtgemeinden ist bei statistischer Bearbeitung nicht günstig, weil im vorigen Jahrhundert die Gemeindeglieder ihrem Pastor bei seinem Aufstieg ins nächsthöhere Amt von der einen Kirche zur anderen folgten, und sich deshalb die Zahlen der beiden Gemeinden ergänzen, während sie gefondert große Schwankungen aufweisen. Leider läßt sich der Bestand der beiden Gemeinden auch heute noch nicht genau bestimmen, für das 19. Jahrhundert aber fehlt erst recht jede Möglichkeit. Es ist deshalb auch nicht möglich, die Zahl der Taufen, Trauungen und Beerdigungen auf die Zahl der Gemeindeglieder zu beziehen. Wohl aber lassen die auf Grund der ermittelten Zahlen gezeichneten Kurven die Entwicklung unserer natürlichen Bevölkerungsbewegung durch fast anderthalb Jahrhunderte verfolgen.

Bei Betrachtung dieser Kurven wird vielleicht der Einwand geltend gemacht werden, die große Zunahme der Taufen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sei nicht auf größere Geburtenfreudigkeit, sondern auf einen größeren Bestand an Gemeindegliedern zurückzuführen. Dieser Einwand dürfte aber nur in beschränktem Maße Berechtigung haben, weil ja die Zahl der Trauungen in der gleichen Zeit eine nur geringe Steige-

²⁾ Quellen: 1) C. A. Bertholz: „Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger Rigas“, Riga 1867. Ferner die Kirchenbücher der St. Petri- und der Domgemeinde der betr. Jahre. — Aus drucktechnischen Gründen muß an dieser Stelle von einer Veröffentlichung der Kurven für 1800 bis 1860 abgesehen werden. Während die drei Kurven für Taufen, Trauungen und Beerdigungen bis 1860 gemeinsam und gleichmäßig ansteigen, zeigt sich in der zweiten Hälfte des 19. Jh. das typische Bild wachsenden Volkstums: die Taufkurve erhebt sich immer mehr über die Trauungskurve.

Die Taufen, Trauungen und Beerdigungen 1900–1938



zung erfuhr, und das Verhältnis von Trauungen zu Taufen sich von 1 : 3 im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf 1 : 4,5 im Jahre 1879 zugunsten der Geburtenhäufigkeit verschob oder, anders ausgedrückt: die durchschnittliche Kinderzahl in jeder deutschen Ehe stieg von 3 auf 4½. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts betrug dann das Verhältnis 1 : 2,6, in den letzten Jahren vor dem Weltkriege 1:2, 1916—1:2, 1920—1:1 und 1935—1:1,2.

Das bedeutet, daß in unserer Volksgruppe — soweit wir die Zahlen der beiden Gemeinden als repräsentativ, d. h. als charakteristisch ansehen — vor einem halben Jahrhundert die Zahl der Kinder in jeder deutschen Ehe fast das Vierfache der heutigen Kinderzahl betrug. Seit 1933 ist wieder ein Zunehmen der Geburten festzustellen, und das Jahr 1938 zeigt nach dem Rückschlag von 1937 wieder eine Geburtenzunahme von etwa 30 v. H.

Daß mit der Geburtenkurve auch die Todeskurve ansteigt, ist verständlich. Geburtenzunahme und Zuwanderung vom Lande bedingten das Ansteigen der Zahl der Todesfälle in den untersuchten beiden Stadtgemeinden während des vorigen Jahrhunderts, doch verschob sich erst gegen Ende desselben das relative Verhältnis zwischen diesen beiden Kurven zugunsten der Todesfälle. In den Jahren 1910—1914 schneiden sich die beiden Kurven, und seitdem vermerken die Kirchenbücher mehr Todesfälle als Geburten. Dieser Geburtenunterschuss ist nun aber nicht nur Ergebnis einer zu geringen Geburtenhäufigkeit, sondern ist andererseits auch durch die Überalterung unserer Volksgruppe zu erklären. Auch heute noch gehen durch Abwanderung oder Aufgehen in anderem Volkstum in erster Linie Volksgenossen in den leistungsfähigen und fortpflanzungsfähigen Lebensjahren verloren, wodurch der Bestand an alten Volksgenossen verhältnismäßig steigt. Die Jungen werden nicht mehr bei uns geboren, die Alten aber sterben hier.

Bei Veröffentlichung der vorliegenden Daten muß betont werden, daß die in den Kurven ersichtlichen Schwankungen zwischen den einzelnen Jahren zum Teil darauf zurückzuführen sind, daß die Erhebungsmasse (2 Kirchengemeinden) zu gering ist, als daß sie alle zufälligen Schwankungen in sich ausgleichen könnte. Das „Gesetz der großen Zahl“ kommt nicht genügend zur Geltung. Trotzdem läßt sich bei Außerachtlassung der einzelnen Schwankungen die große Linie leicht verfolgen. Doch nicht nur der Zufall verursacht die Unebenheiten in den Kurven. Kriege, Krankheiten, wirtschaftliche Depressionen und Blütejahre spiegeln sich wieder, und ganz besonders deutlich zeigen sich die furchtbaren Auswirkungen des Weltkriegs, der durch Hunger, Krankheit und Bolschewikenherrschaft die Zahl

der Todesfälle emporschnellen ließ, während die Zahl der Eheschließungen und Geburten auf ein bis dahin nicht erlebtes Mindestmaß zurückging.

Mit dem Jahre 1938 brechen die drei, für die statistische Erfassung der biologischen Vorgänge in unserer Volksgruppe so wichtigen Kurven vorläufig ab. Es ist zu hoffen, daß sich bei einer Weiterführung derselben nach einigen Jahren das Jahr 1933 als Wendepunkt zeigt und die Kurven wieder von zunehmender Stärkung der Volksgruppe Zeugnis ablegen.

Auch über ein anderes günstiges Zeichen zur Frage des Nachwuchses in unserer Volksgruppe weiß die Statistik zu berichten. Nach den Angaben in den staatlichen und Rigaschen statistischen Jahrbüchern (1930-1937) nimmt in den letzten Jahren — dieser kleine Exkurs sei hier noch gestattet — der Anteil der zweiten, dritten und weiteren Geburten bei den Deutschen sowohl in Riga als auch in ganz Lettland zu. Je mehr zweite, dritte, vierte Geburten wir aufzuweisen haben, desto mehr wird das „Einkindsystem“ verdrängt. Und wenn auch der Anteil der Erstgeburten an der Gesamtgeburtenszahl bisher erst um wenige Prozent zurückging, so ist damit doch der Bann gebrochen; eine gesunde Entwicklung hat ihren Anfang genommen.

Besonders in Riga haben die deutschen Erstgeburten zahlenmäßig im Verhältnis zur Gesamtzahl der deutschen Geburten ihre erdrückende Vorrangstellung verloren (1933: 55 v. H., 1935: 50 v. H., 1937: 46 v. H.). Seit 1933 sind die Zahlen für die Deutschen in Riga günstiger als der Rigasche Durchschnitt, günstiger auch als bei der lettischen Bevölkerung Rigas (1933: 52 v. H., 1935: 55 v. H., 1937: 53 v. H.). Das Absinken der Verhältniszahl der Erstgeburten kommt ziemlich gleichmäßig den zweiten und weiteren Geburten zugute, d. h. es werden mehr zweite, dritte, vierte, fünfte deutsche Kinder geboren; die Größe der Familie nimmt in unserer Volksgruppe wieder zu. Und das ist das sicherste Zeichen dafür, daß auch in biologischer Hinsicht der Aufstieg der Volksgruppe begonnen hat.

Aus dem Schrifttum der Zeit

Martin Luserke: Der Eiserne Morgen

Der Ostwind hatte an dem Abend, als der Fischerkahn mit den drei Flüchtlingen in die Nordsee hinauszutreiben begann, erst leicht eingesetzt. Aber dann ging er nördlicher und nahm die ganze Nacht hindurch langsam zu. Die dünne Sichel des wachsenden Mondes war, ohne erst viel Licht zu geben, bald hinter der Sonne heruntergegangen. Aber Hunigar und seinen beiden Leuten glöherten die Sterne die ganze Nacht hindurch am grauen Frühlingshimmel.

Sie gelangten weit hinaus. Von Mitternacht an aber lief die Flut wieder gegen den Wind, und nun begann die See den Kahn immer stärker zu wiegen. Sie trieben in einem schwachen Gegenstrom der Flut an der Küste nordwärts hoch. Rucho und Amma wachten abwechselnd. Durch ganze Stunden war im Osten immer wieder einmal ein dunkler Landstreifen sichtbar gewesen. Im Westen aber lagen die Dunstmassen des vergangenen Tages als eine einzige unirdisch dunkle Finsternis über der See. Frau Amma schien es, als wenn der Kahn ganz tief auf dem Grund einer körperlosen, glasigen Weltmasse schwankte und triebe. Als sie Rucho gegen Morgen weckte, fühlte sie eine Enge unten um sie her, als müßten Nacht und Tag mit Gewalt auseinandergebrochen werden.

Und dann geschah das Unfaßbare so jäh, daß die beiden Menschen ihren Herzschlag einmal und zweimal aussetzen fühlten: Wie ein unsichtbarer Hammer hatte etwas Ungeheures plötzlich in lautlos tobendem Götterzorn durch die ganze Welt geschlagen, und der Eiserne Morgen sprang von Norden nach Süden auf.

„Hunigar ist hier, Herr“, sagte Amma mit starren Lippen und legte die Hand auf das Bündel in ihrem Fellmantel.

Das Kind regte sich nicht. Der Mann und die Frau sahen ihre Gesichter wie die Masken von Steinköpfen dastehen, als sie sich in dieser menschenfremden Helle anstarrten. Der Tag fiel zusehends und übermächtig immer weiter durch die auseinanderrückenden Wolken über die Welt unten hin; alle Geräusche des Wassers klangen hart und mißtrauisch. Ganz niedrig und fern sah man die Küste immer noch mit dem Aschendunkel ihrer Nachtruhe zugeschüttet. „Hier sind wir“, sagte es auch aus dem Steinkopf des Bärtigen.

Amma schrie leise auf und klammerte sich am Holz fest, denn eine große Woge hob in diesem Augenblick den Kahn empor und senkte ihn tief hinab. Sie schauten seewärts.

Und da sahen sie im Nordwesten die beiden Klippen von Halite Lond dicht nebeneinander wie etwas Spähendes, Großes ein wenig über den Rand des Wassers lugen. Sonst war die See leer, nur im Norden schwankte das Segel eines Schiffes auf und ab. „Das scheint auf uns loszuhalten“, meinte Rucho, doch war es noch zu weit entfernt, als daß er etwas vom Rumpf des Fahrzeuges hätte erkennen können. Aber mit allem, was hier vorhanden war, so kam es der Frau mit der seherischen Gabe vor, wurde jetzt auch für ihr Schicksal etwas vorbereitet. —

Blank und unerbittlich zitterte alles Licht am Eisernen Morgen ringsum von den Wasserhügeln und auch von der trügerisch glatten Weite östlich unter dem Land empor; alle Helle flimmerte, als wäre die Luft unter dem Schlag des Hammers erhitzt. „Nur für dich und den treuen Mann hast du Angelegenheiten mit deiner Flucht geschaffen“, las die Frau daraus ab. Der Rahn schwang gewaltig auf und nieder, und Amma stöhnte.

Sie sah, daß jetzt auch der Knabe erwacht war. Hunigar hatte sich auf die Knie emporgerichtet. Er war zum erstenmal auf hoher See, doch schien er sich hier nicht fremd zu fühlen. Wie mit einem wissenden Blick starrte er in die grausame Morgenweite. „Schon gehört er mir nicht mehr, und nicht einmal ein Lebewohl kann ihn noch erreichen“, dachte die starke Frau, bei der Kinder so gut versorgt waren, mit einem wehen Abschiedsgefühl. Eines Tages ist eine dienende Frau ja immer wieder auch fertig mit der Aufgabe, etwas zu pflegen...

Das ferne Segel war inzwischen größer geworden, und man sah jetzt, daß sich ein braun- und rotgemusterter Streifen quer darüber wegzog. Rucho stierte unter finster zusammengezogenen Brauen hervor auf die roten, gegabelten Zeichen. Es war eine Schnigge, und wenn sie über eine höhere See ritt, konnte man es schon unter dem Vordersteven schäumen sehen. Wenn sie niedertauchte, kamen zwei Boote hinter ihr zum Vorschein, die sie schleppte.

„Das muß ein dänisches Raubschiff sein“, flüsterte der Waffenmeister vor sich hin. Wenn sie überhaupt noch die Laune hätten, das bißchen treibende Gelump hier auf der sächsischen See zu beachten, so würde das kaum in freundlicher Absicht geschehen. Der Bärtige war früher selber oft genug auf einem hochnasigen Renner gefahren. ‚Vielleicht ist das Holz zu gebrauchen‘, sagte der Ausguckmann jetzt wohl noch, oder: ‚Vielleicht hat das Gefindel Fische an Bord, die uns schmecken — sonst stampft man sie eben unter den Kiel für den vergeblichen Umweg...‘

Ruochos Blick fiel auf den entblößten linken Arm des Knaben. In vier Strichen zeigten die Narben der Haut, die er einstmals geschlitzt hatte,

das Thursloher Speerzeichen. Wenn dort Sachsen wären, würden sie sich etwas daraus machen, aber Dänen . . ., und wie schlickverdreht und verwahrlost ihrer aller Kleidung doch war! In dem einfachen und tapferen Herzen des Manes entstand rasch Klarheit über das, was hier von ihm zur Sühne für den Gebrauch des zauberischen Augensteins verlangt wurde.

„Sie werden ihn und die Frau vielleicht des Verkaufens für wert halten und an Bord nehmen“, nickte er vor sich hin, „wenn bemerkenswert für den Knaben gekämpft wird.“ Er langte sich den Stumpf des Schwertes vom Boden. „Ein erfahrener Waffenmeister wird schon sehen, selbst damit noch einige Kunststücke zuwegezubringen“, flüsterte er und lächelte Frau Amma zu.

Die beiden verstanden sich ohne viele Worte, das sah Rucho sofort, als Amma zurüchnickte. Ihr Gesicht war wohl bleich und fleckig von der Ubelkeit, aber es war immer noch schmal und gut geformt, und die Augen waren wieder klar umrändert.

Nun kam also das Ende ihres Zusammenlebens . . . Die Frau da hatte ihm manches nachsehen müssen, das ist immer so bei tätigen Männern, und er ihr wohl auch einiges. Die Heimlichkeit mit dem Kristenzauber war wohl das Ubelste auf seiner Seite gewesen. Aber dafür hatte Amma auf ihrer Seite die Flucht befohlen, die sie und das Kind ja nur auf einem Umwege dennoch zur Knechtschaft in den Ostländern führen würde.

Es ist immer gut zwischen Mann und Frau, wenn man einigermaßen gleich auf gleich steht. Das Gestrüpp um Ruchos Mund schob sich, während er Amma anschaute, allmählich wieder im Lächeln auseinander. „Wir haben noch schön Zeit, uns zu waschen“, sagte er.

Als sie fertig waren, sah man das fremde Schiff schon groß und gefährlich über die Seen heranschäumen. Der Bärtige und Frau Amma hockten hinten im Rahn und hielten sich bei der Hand. Der Knabe saß vorn und starrte nach der Schnigge. Immer wieder hob ihn die See vor Ruchos und Ammas Augen empor, als sollte ihnen das Kind noch einmal deutlich gezeigt werden.

*

Erst als das große Schiff dicht bei ihnen auf- und niederstieg, sahen die drei Leute im Rahn, wie gewaltig die Bewegung des Wassers hier draußen schon war, und Amma mußte wieder hart gegen die schwarze Ubelkeit kämpfen. Sunigar sah mitleidig nach ihr zurück.

Aber die tüchtige Frau sagte: „Alles muß nur richtig hinkommen“, und spie es unverzagt der Welle nach, die ihnen häßlich entgegengekommen war. So fröhlich tat sie das, wie sie früher in das Gewühl ihrer Kinder

hinein flink das Nötige dahin gelangt hatte, wo der Schlag gerade gebraucht wurde. Dann bückte Umma sich nieder, um den Bärtigen den Schuh an einem einzigen Fuß sorgfältig zu binden.

Hunigar nickte den beiden zu. „Es kommt beim Kampf viel darauf an, daß der Schuh gut gebunden ist“, sagte Rucho und neigte das Haupt gegen den Knaben. Das waren die letzten Worte des alten Waffenmeisters an Hunigar.

Auf der Schnigge holten sie das Großboot heran, das jetzt im Schlepptrieb, und der Mann, der es gesteuert hatte, kletterte in das kleine Boot dahinter. Er bekam noch vier Ruderer, und so konnten sie dem Fischerkahu bald eine Leine zuwerfen. Sie zogen ihn dann von der Schnigge aus dicht heran. Als sie aber sahen, wie elend das Fahrzeug war, befahlen sie den Leuten, sich rasch herüberzumachen, wenn der Kahn an der Bordwand zerschellen würde, oder abzusaufen. Oben auf der Schnigge wurde bereits gewettet, welches Schicksal jeder einzelne der drei haben würde.

Da kam Blyhudi aus der Kajüte. Als er sah, wie die Leute sich um die Stelle drängten, wo er den Kasten in der Nacht ausgefetzt hatte, riß er gleich eine von den Ärten an sich, die vor dem hinteren Aufbau in Haltern steckten. Aber gerade da rollte eine große See unter dem Schiff weg, das sich quergelegt hatte, und der Steuermann wurde mit seinem vollen Gewicht gegen die Hüttenwand geworfen. Indem kantete das Deck auch schon wieder und tauchte sich auf der Seite des Nachens tief ins Wasser. Und dann schöpfte es vor Blyhudis Augen den Knaben und die Frau mit hängenden Beinen im Schwall über die niedrige Bordwand. Es war, als würden sie von jemand aus dem Wasser gleich auf das Schiff gehoben.

Als Blyhudi endlich mit der Ärt an die Bordwand taumelte, traf er dort nur noch auf Rucho, der gerade hinterher kletterte. Während das Deck triefend wieder rückwärts emporschwang, warf es die Frau und den Knaben nach innen gegen den Mast. Der Waffenmeister sah unternehmend aus; Haare und Bart klebten ihm ums Gesicht. Das abgebrochene Kurzsword hatte er quer im Mund, und seine alten Augen glänzten.

„Hact dem frechen Rüstengefindel doch die Füße ab!“ brüllte der Steuermann. So straste man in den Nordländern unfreie Leute, wenn sie auffällig geworden waren. Sie mochten sich dann auf den Knien durch die Welt helfen... Aber Rucho warf sich, ob auch sein Holzfuß dabei abbrach, mit einem gewandten Sprung über die Bordwand und kniete zum Angriff bereit auf seinem verstümmelten Bein. Alle auf dem Schiff sahen sofort, daß sie es hier nicht mit Gesindel, sondern mit einem erfahrenen Wiking und tüchtigen Mann zu tun hatten.

So bekam einer von Blyhudis Leuten den Einfall, diesem Salzwasser-
tier dort einen Vorteil zu geben, und auch die anderen fanden rasch, daß
es Blyhudi nichts schaden könne, an diesem Morgen auch seinerseits endlich
mit der Arbeit anzufangen. „Der härtige Otter und der Steuermann!“
klangen Hezrufe auf. „Wer hat Lust, etwas gegen meinen Freund zu hal-
ten?“

Ruocho nickte nur, denn er wollte den Dänen nicht zeigen, wie atemlos
er von seinem Sprung aufs Deck hinauf noch war. Überall auf der Schnigge
wurde jetzt nach einem Zweikampf der beiden Männer geschrien. Das
Schiff rollte gewaltig. Jedesmal, wenn die rechte Seite sich aus dem Wasser
hob, schlug der Wind über das Deck, und der schwere Segelbaum ruckte
mit einem peitschenden Krach in seinen Ledertauen. „Der Steuermann soll
den haarigen Mann um sein und seiner zwei Leute Leben kämpfen lassen!“
schrien die Leute, angeklammert in dem Hin- und Herwerfen. Bei der
Mannschaft brach jetzt die Wildheit aus, weil sie jahrelang auf diesem
Schiff nur untätig umhergeschlichen waren. „In einen Krüppel mußte sich
die Mißgeburt ja wohl verwandeln“, knurrte Blyhudi tückisch, „aber es
soll mir recht sein, dich jetzt noch einmal über Bord zu schaffen.“

Der Kampf begann verheißungsvoll damit, daß sich der Waffenmeister
beim Überholen des Schiffes auf seinem Knie rutschend nach vorn stoßen
ließ. So gelangte er dem Riesen unter die Achsel, ehe der mit der Art zu-
schlagen konnte, und packte den niedersahrenden Arm.

Aber Blyhudis Glieder waren so unnatürlich lang, daß Ruocho mit
seinem halben Kurzschwert nicht an dem abwehrenden Griff vorbeihauen
konnte, als der Riese sofort mit seinem anderen Arm nach dem Handge-
lenk des Zuschlagenden faßte. Der Alte stieß ihm schnell den Schwertknäuf
unters Kinn, aber er konnte nicht ahnen, was für ein Ungeheuer an Härte
der Steuermann war.

Der graue Riesenkerl zuckte wohl, schloß einen Augenblick die Augen
und ließ die Art fallen. Aber dabei griff er auch schon wieder unwider-
stehlich wie ein Bär um Hals und Brust des Knienden, während er sich
selber auf ihn fallen ließ. Ruocho hatte auf seinem Beinstampf keinen rech-
ten Halt, und so schob Blyhudi ihn weiter und weiter gegen die Bordwand.
Als das Deck wieder emporflog, taumelte der Steuermann plötzlich mit dem
viel leichteren und schwächeren Alten in den Armen hoch, um ihm auf der
niedrigen Randplanke den Rücken zu brechen oder ihn ins Wasser zu
stoßen.

Das Schiff rollte wieder abwärts, und so stürzten sie beide dicht neben
dem Bord hin. Der Alte hing schon etwas über den Rand. Es half ihm

nichts, daß er in rasender Schnelle alle Künste gebrauchte, um den Druck des Gegners abzuwehren; Blyhudi war schrecklich darin, daß Schmerzen ihm nichts ausmachten.

Der Knabe und die Frau hatten dem Värtigen mit einem wilden Aufschreien zu Hilfe springen wollen, aber die Dänen stießen sie roh zurück. So blieb es ihnen erspart zu sehen, wie der treue alte Waffenmeister rücklings ins Wasser mußte, das ihm aufräuschend entgegenkam. Einen Augenblick klammerte er sich noch mit seinem heilen Bein am Bordrand fest.

„Her mit der Art!“ keuchte Blyhudi, der über ihm kauerte. Auf dem wieder abwärts sinkenden Schiffsdeck konnte er sich selber nur mit Mühe vor dem Nachstürzen bewahren. „Ich muß ihm auch noch den anderen Fuß abhacken“, schrie er außer sich. In seinen Ohren sauste die Erinnerung an ein dünnes Schrillen: „Alles rufst du auch auf dich herab... Und auch dies jetzt auf dich, Blyhudi...“

„Her mit dem bißchen Art!“

Aber die Leute meinten, das sei nicht nötig, einem so unerschrockenen Manne auch noch Schimpf anzutun. Der nächste See riß den Waffenmeister vollends weg.

Aus dem Roman „Der eiserne Morgen“ von Martin Luserke, erschienen 1938 bei Ludwig Boggenteiler, Potsdam.

Ich rate dir, Noddafakir, und den Kat nimm an
du hast Nutzen, wenn du ihn nimmst,
dir wird Vorteil, wenn du ihm folgst:
Erfährst du Schaden, so laß ihn als Schaden auch
und gid nicht Frieden dem Feind.

Þavamal 127.

Das rat ich dir weiter, erwächst dir Kampf
mit beherrztem Held:
Kämpfen ist besser als verbrannt zu werden
für den Helden drin im Haus.

Sigrðrífumal 31.

Politische Chronik

Lettland

Lettländische Kulturwoche.

Der Beginn dieses Jahres war in Lettland durch die Veranstaltung einer Kulturwoche gekennzeichnet, wie sie in solchem Umfang bisher nicht stattgefunden hatte. Der Gedanke ist an sich nicht neu, da bisher bereits fast alljährlich sogen. „Kulturtage“ mit entsprechenden Veranstaltungen stattgefunden hatten. In den ersten Tagen des neuen Jahres wandte sich die Kammer für Schrifttum und Kunst an das gesamte Land mit der Aufforderung zur Teilnahme an der Kulturwoche. Gleichzeitig wurde das Rahmenprogramm der Gesamtveranstaltung umrissen. Die Presse des Landes hatte sich in den Dienst der Veranstalter gestellt und gab ihrerseits ihren Lesern Aufruf und Rahmenprogramm wieder.

In Anwesenheit des Staatspräsidenten wurde die Kulturwoche dann am 28. Januar in der National-Oper feierlich eingeleitet. Das Programm der lettischen Veranstaltungen war sehr reichhaltig und erstreckte sich auf Hunderte von Ausstellungen, Tagungen, Vorträge, Konzerte u. a. m., wozu noch entsprechende Beiträge in der Presse kamen. Alle diese Veranstaltungen gelangten programmgemäß zur Durchführung und erfreuten sich einer starken Teilnahme in Stadt und Land.

Aussprache um die deutsche Beteiligung.

Die „Rigasche Rundschau“ hatte in einem Bericht die geplante Kulturwoche als eine lettische Veranstaltung bezeichnet, was ihr einen scharfen Angriff des „Rihts“ eintrug. Der „Rihts“ unterstrich, daß in der von der „Rig. Rundschau“ verwandten Bezeichnung „lettische Kulturwoche“ nur ein neues Säen von Haß zu erblicken sei, denn in der Kammer für Schrifttum und Kunst, welche die Organisation zu dieser Woche übernommen hatte, sei auch die deutsche Volksgruppe vertreten. Die Deutschen möchten also kommen und ihre Kultur zeigen, nicht jedoch die Unwahrheit sprechen. Die „Rigasche Rundschau“ griff die positive Aufforderung daraus auf, verwies jedoch in ihrer Antwort darauf, „daß sämtliche bisher veranstalteten Kulturwochen ausgesprochenermaßen lettische Kulturwochen waren und von uns unwidersprochenermaßen auch selbstverständlich als solche bezeichnet wurden.“ Das Blatt schrieb dann weiter, daß es aus keinerlei Hinweisen ersichtlich gewesen sei, daß der bisherige Brauch geändert werden sollte, und da keinerlei Aufforderungen an deut-

sche Kulturorganisationen ergangen waren, nicht darauf geschlossen werden konnte, daß auf die Mitwirkung der deutschen Volksgruppe Wert gelegt werde. Anschließend begrüßte die „Rigasche Rundschau“ die nunmehr gebotene Möglichkeit im Rahmen der lettländischen Kulturwoche das deutsche Kulturschaffen an diesem Lande mit seinen Leistungen zu zeigen.

Als kurz danach auch offiziell von Seiten des Rammervorsitzenden Druwa anlässlich einer Organisationsitzung die deutsche Volksgruppe zur Teilnahme aufgefordert wurde, entschloß sich die Führung der deutschen Volksgemeinschaft, diesem Wunsche Folge zu leisten. Beauftragt wurde das Kulturamt der Volksgemeinschaft, ungeachtet der verbliebenen kurzen Zeitspanne die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Es wurde umgehend ein Programm deutscher kultureller Veranstaltungen entworfen und der Rammer überreicht.

Die deutsche Veranstaltungsfolge.

Als Hauptveranstaltung der deutschen Volksgruppe in Lettland galt eine am Sonntag, den 29. Januar eröffnete umfangreiche Schau baltendeutschen Kulturschaffens. Natürlich konnte diese Schau keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, noch auch alle Gebiete baltischdeutschen Kulturschaffens berühren. Doch schrieb die „Rigasche Rundschau“ hierzu „... Sie gibt in Musterbeispielen gerade den Einblick, den man von einer solchen Schau erwarten kann, nämlich den Gesamteindruck ernstern wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens und lebendigen Kulturwillens, der auf einem alten und sicheren geistigen Grunde ruht und trotz der Verengerung der für alle Kulturarbeiten notwendigen materiellen Grundlage nach Leistung strebt“.

Die Schau erfuhr insofern eine Einschränkung als weder Träger noch Spitzenleistungen eines repräsentativeren Schaffens auf den baltischen Lebensraum beschränkt bleiben können. Gerade die hervorragendsten Kulturschaffenden baltendeutscher Herkunft, Bildung und Erziehung haben immer und immer wieder sich dem unerschöpflichen Wirkungskreise gesamtdeutschen Kulturschaffens zugewandt — und damit den hier vorgesehenen engeren Rahmen gesprengt.

Um dieser Schau, die als Hauptveranstaltung gelten konnte, ordnete sich eine ganze Reihe anderer Veranstaltungen — Vorträge, Konzerte, Beiträge in der „Rigaschen Rundschau“ u. a. m. Abgeschlossen wurde die Veranstaltungsreihe, die einen lebensstarken, gegenwartsnahen Kulturwillen verkörperte, durch eine Morgenfeier im Deutschen Schauspiel. Zur Aufführung gelangte Karl v. Freymanns „Vor dem neunten Thermidor“, sowie

Ausschnitte aus baltendeutscher Dichtung und baltendeutschem Musikschaffen.

In seiner Eröffnungsansprache hatte der Präsident der Deutschen Volksgemeinschaft Alfred Intelmann u. a. gesagt: „Wir sind uns dessen bewußt, daß das, was wir zeigen, keinesfalls immer Spitzenleistungen sind, und daß es viele erhebliche Lücken gibt. Wir glauben aber, daß es in diesem Jahr, wo uns nur wenig Zeit zur Verfügung stand, nicht so sehr darauf ankommt, ein vollständiges Bild zu geben, als vielmehr durch unsere aktive Teilnahme an der Kulturwoche erneut unser Bestreben zu zeigen, mitzuarbeiten zum Wohle des Ganzen. Im friedlichen Wettstreit auf kulturellem Gebiet erblicken wir auch eine Basis zu weiteren Leistungen“.

Von den zur Eröffnung der Schau im Hause der Schwarzen Häupter zahlreich geladenen Vertretern der lettischen Öffentlichkeit war der Sekretär des Rigaer Stadtamtes, Herr Mühlentachs, der Einladung gefolgt. Die deutsche Gesandtschaft in Lettland war u. a. durch den Legationssekretär G. Sthamer und den Attachee Dr. Rutscher vertreten. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß die führenden Persönlichkeiten der Volksgruppe dieser Feier beigewohnt hatten.

Außenminister Munters in Genf.

Inmitten höchst bedeutsamen Geschehens in den zwischenstaatlichen Beziehungen der Völker wurde man durch die Reise des lettländischen Außenministers nach Genf an den Völkerbund erinnert. Als Referent über die Tätigkeit der Mandatskommission legte Minister Munters dem Genfer Rat einen Bericht vor, der nach Debatten und Erklärungen angenommen wurde. Auch die lettische Presse wandte der Genfer Liga anlässlich des Aufenthaltes und der Tätigkeit des Außenministers in Genf erneut stärkere Aufmerksamkeit zu.

Außenministerkonferenz der Baltischen Staaten.

Vom 1. bis zum 3. Februar tagte in Raunas die Konferenz der Außenminister Lettlands, Estlands und Litauens. Diese neunte Außenministertagung mußte besondere Bedeutung durch die Tatsache gewinnen, daß sie die erste nach eingeleiteter Vereinigung der Memelfrage war, die — aufgelöst — für die Außenpolitik Litauens und damit ebenfalls für die aller Glieder des Baltischen Bundes eine starke Belastung dargestellt hatte.

Hauptthema in Raunas war die Gleichrichtung der Außenpolitik der drei Staaten. Neben wirtschaftlichen Beratungen hat es außerdem noch solche

anderer Natur gegeben. Bemerkenswert war die Anregung Estlands zu einer Beratung über gemeinsame Methoden zum Schutz der Neutralität. Außenminister Munters sagte in einer Rede u. a.: „Wenn es uns gelingen sollte, den Geist der Verständigung und den Wunsch nach Zusammenarbeit aufrechtzuerhalten, dann werden wir unser Teil zu einer Arbeit beigetragen haben . . ., die der Instinkt unserer Völker schon von Beginn der Selbständigkeit an für unerlässlich gehalten hat.“ Ferner wandte er sich in ausdrücklicher Form gegen alle Stimmungsmacher, die immer wieder von einem Bröckeln der baltischen Entente zu erzählen wußten. Die amtliche Schlussverlautbarung unterstrich die Neutralitätspolitik als den Interessen der Baltischen Staaten am meisten entsprechend. Die Zusammenarbeit habe sich vertieft und neue Impulse seien gegeben worden. Die nächste Konferenz werde noch im Herbst dieses Jahres zusammentreten.

Lettisch-estnische Aussprache.

Anlässlich eines Neujahrsvortrags des Oberbefehlshabers der estländischen Armee, General Laidoner, war es zwischen lettischen und estnischen Zeitungsorganen zu einer Verstimmung gekommen. Laidoner hatte in seinen Ausführungen das Bündnis der beiden Nachbarstaaten berührt und dabei gesagt, daß es einer Klärung und Neuregelung bedürfe. Zu dieser Frage nahm später die „Saunakas Sinas“ Stellung. Unter der Überschrift „Laßt uns unser Bündnis schützen“ beschäftigte sich das Blatt u. a. mit den Gründen, die zur Trübung des Verhältnisses Anlaß gegeben haben, wobei sowohl der Presse, als auch der öffentlichen Meinung des Nachbarstaates Vorhaltungen gemacht wurden. Der Aufsatz trug den Charakter einer Mahnung, keinerlei unwichtige Gründe zur Veranlassung eines Auseinandergehens zu machen und schloß mit der Aufforderung, alle strittigen Fragen auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen zu bereinigen.

Neue Grundlinien lettländischer Außenpolitik.

Zu diesem Thema sprach vor Beamten des Staates der Direktor des Politischen Departements des Außenministeriums A. Schtegmanis. Der Redner betonte eingangs, daß Lettland niemals imperialistische Bestrebungen gehabt habe und auch nicht haben könne. Die Ziele lettländischer Außenpolitik seien einzig und allein auf die Erhaltung der Unabhängigkeit des Staates und die Sicherung der Freiheit des Volkes gerichtet. Im weiteren Verlauf seiner Ansprache betonte Schtegmanis die außerordentlich schwierige Lage kleiner Staaten im großen Konzert der Mächte. Lett-

land sei nicht als Schöpfung von Versailles zu betrachten. Es verdanke seine Unabhängigkeit zweiseitigen Verträgen. Shtegmanis kam dann auf das Verhältnis Lettlands zum Deutschen Reich zu sprechen und gedachte der kürzlich erfolgten Akkreditierung des neuen Gesandten in Lettland, v. Roze, bei welcher Gelegenheit freundliche Ansprachen gehalten wurden. Der Sinn dieser Ansprachen sei der einer ehrlichen Zusammenarbeit und Verständigung gewesen. „Niemand hat sich oder darf sich bei uns die Frage einer einseitigen Orientierung erheben... da eines der Mittel zur Erreichung unserer außenpolitischen Ziele immer die außenpolitische Unabhängigkeit war“. Am Schluß seiner Ausführungen unterstrich Shtegmanis die Erkenntnis, daß heute kollektive Grundsätze wirkungslos geworden seien. Die Baltischen Staaten hätten sich entschlossen, völlig unabhängig selbst über ihre Neutralität zu entscheiden.

Neuer Innenminister.

Anstelle des zurückgetretenen Innenministers W. Gulbis wurde der bisherige Direktor des Kriminalpolitischen Departements beim Justizministerium, Kornelius Weitmanis, auf diesen Posten ernannt.

Der neuernannte Innenminister steht im Alter von 40 Jahren und hat seine Laufbahn in Staatsdiensten vor etwa 20 Jahren als Schutzmann begonnen. Nach abgeschlossenem Studium der Rechte wurde er in das Justizministerium berufen, wo er seit 1934 in leitender Stellung stand. Der bisherige Innenminister wurde zum Direktor der neugegründeten Allgemeinen Landwirtschaftsbank ernannt.

Kurz nach seiner Ernennung sprach Innenminister Weitmanis vor Beamten der Selbstverwaltung in Zehsis, denen er ihren Aufgabenkreis und ihre Pflichten gegenüber der Gesamtheit scharf umriß. Der Innenminister sagte u. a.: „Faulenzen und Schmaroger gehören nicht in unsere Mitte“.

Eine wichtige Umbesetzung fand ferner im Handels- und Industrie-departement statt. Der Direktor A. Sakensfelds suchte um Befreiung von seinem Amt nach. Zu seinem Nachfolger wurde J. Schwanks ernannt.

Auch im Seedepartement fand ein Wechsel statt. Der bisherige Direktor J. Dsols wurde durch Ingenieur P. Stalle abgelöst.

Schaffung einer Berufskammer.

Als letzte Kammer des berufsständischen Aufbaus in Lettland wurde die Berufskammer mit einer Rede des Staatspräsidenten feierlich eröffnet. Bereits vorher hatte der Bildungsminister die Vertreter zu dieser Kammer ernannt, darunter auch einige Angehörige der deutschen Volksgruppe: den

Rektor des Herderinstituts Prof. Dr. Klumberg, Oberlehrer H. Becker, Zahnarzt E. Krüger, Ingenieur R. Schnackenburg und den ersten Vizepräsidenten der deutschen Volksgemeinschaft in Lettland, Rechtsanwalt Edgar Schwarz. Zum Vorsitzenden der Kammer wurde Prof. Dr. E. Seemelis ernannt. Die Berufskammer ist in 6 Sektionen unterteilt worden.

Wirtschaftliche Interessenverbände erwünscht.

Nach der Begründung eines Verbandes der Kalkindustriellen ist nun auch ein solcher in der Ziegelindustrie geschaffen worden. Besonderes Augenmerk soll auf die Regelung der Produktionsmenge und der Verteilung von Aufträgen sowie die Preisgestaltung gerichtet werden. Zur Begründung ähnlicher Verbände bei den Gummi- und Sperrholzindustriellen, sowie für noch nicht genannte andere Industriezweige wurden die Vorarbeiten geleistet.

Institut zur Rationalisierung der Wirtschaft.

Dieses bereits im Vorjahre begründete Institut hat nun seine Tätigkeit aufgenommen. Die erste Arbeitssitzung brachte die Beschlussfassung zur Aufnahme der Forschungstätigkeit in den Sperrholzfabriken, Sägereien und Bauunternehmen. Gleichzeitig wurde an die Feststellung der Möglichkeiten zur Vereinheitlichung der Maschinen von Papier- und Sperrholzfabriken sowie solchen der Landwirtschaft und landischen Elektrifizierung geschritten.

Institut zur Erforschung der Bodenschätze.

Ein Institut zur Erforschung der Bodenschätze wurde auf Beschluss des Ministerkabinetts begründet. Es soll die Aufgabe haben, alle Bodenschätze des Landes systematisch zu erforschen, ihren Umfang, ihre Ausbeutungsmöglichkeiten und überhaupt alle mit ihnen im Zusammenhang stehenden Fragen zu klären. Ähnliche Aufgaben erfüllte bisher ein Komitee zur Erforschung der Bodenschätze beim Finanzministerium. Das neue Institut ist mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet worden und soll Hand in Hand mit anderen staatlichen Stellen und im Bedarfsfalle selbst mit Privatunternehmen arbeiten.

250 Jahre lettische Bibel.

Anlässlich der 250-Jahrfeier der Übersetzung der Bibel ins Lettische durch Pastor Ernst Glück fand in Aluksne, dem Ort seines Wirkens, die

feierliche Enthüllung einer Gedenktafel statt. Unerwartet für die deutsche Öffentlichkeit waren die Ausführungen des lettischen Dichters und Kammervorsitzenden Wirsa in diesem Zusammenhang in der „Brihwa Seme“. Der Aufsatz gipfelt darin, daß Ernst Glück sein Volkstum i. St. aufgegeben habe und Lette geworden sei, eine Feststellung, die auch der lettischen Forschung bisher unbekannt gewesen war.

Geschenk des Staatspräsidenten an Minderheitenschulen.

Anläßlich der 4. Wiederkehr des Tages der „Freundschaftlichen Aufforderung“, welche zu Buch-, Lehrmittel- und anderen Spenden an die erstbesuchte Schule aufgerufen hatte, beschenkte Staatspräsident Umanis u. a. auch 10 deutsche Schulen. Jede der Schulen erhielt eine Buchspende nach eigener Auswahl im Werte von etwa 300 Lats.

Lettländische Kunstausstellung in Paris.

Ende Januar wurde feierlich eine Ausstellung lettischer Kunst in Paris eröffnet, die einen Monat lang geöfnet war. Besondere Aufmerksamkeit wurde der lettischen Volkskunst gewidmet. Das Ehrenprotektorat hatten Staatspräsident Umanis und der Präsident der französischen Republik Lebrun übernommen. Der Direktor der staatlichen französischen Museen war Generalkommissar dieser Ausstellung. Ein bekannter französischer Schriftsteller hat das Vorwort zum Katalog der Ausstellung geschrieben. Die Ausstellung wurde im Namen der französischen Regierung vom französischen Bildungsminister eröffnet.

Musikarbeit der deutschen Jugend.

Vor rund einem Jahr wurde innerhalb der deutschen Jugend Lettlands die Parole zur Musikarbeit ausgegeben. Zu Beginn des vorigen Jahres fand bereits die erste Veranstaltung unter dem Titel „Deutsche Jugend musiziert“ statt. Es wurde damals noch kein Anspruch darauf erhoben, mit fertiger Arbeit vor die Öffentlichkeit der Volksgruppe zu treten. Es sollte nur der Beweis erbracht werden, daß die deutsche Jugend sich einer Aufgabe angenommen hatte, die zu lösen ihr Bedürfnis war.

Ein Jahr später — in dem würdig und ernst geschmückten Saal des Rigaer Turnvereins, der bis zum Bersten überfüllt ist, harzt eine erwartungsfrohe, festlich gestimmte Menge auf den Beginn einer Festveranstaltung, die den Namen „Der helle Tag ist aufgewacht“ trägt.

Der Kulturamtsleiter des Verbandes deutscher Jugend in Lettland,

Gerhard Conradi, spricht kurz und einprägsam über den Sinn einer solchen Veranstaltung. Wer das Glück hatte, dieser Veranstaltung beizuwohnen, nahm ein Erlebnis heim, das er nicht erhofft hatte. Immer wieder klang in den Ohren die Vertonung der Worte Johann Gottlieb Fichtes „Du sollst an unsere Zukunft glauben“ nach. Die „Rigasche Rundschau“ schrieb dazu: „Die beiden letzten Chöre... waren zusätzlich noch mehr, als nur der Vortrag einiger Chöre, sondern vielmehr ein glühendes Bekenntnis, das sich in Hirn und Herz einhämmern mußte“.

Riga, 4. Februar 1939

Werner Vormann.

Estland

Parlamentarsausprache um den neuen Haushaltsplan.

Entsprechend der Verfassung begann die neue Tagung des estländischen Parlamentes in diesem Jahr am Dienstag, den 10. Januar. Als wichtige Aufgabe des Parlamentes lag Beschlußfassung über den Staatshaushaltsplan vor. Die Verhandlungen begannen in der Abgeordneten-Kammer mit einer großen Rede des Wirtschaftsministers. Eingangs wies der Minister darauf hin, daß der von der Regierung vorgelegte neue Haushaltsplan 1939/40 sich im allgemeinen in den Grenzen des Staatsbudgets des ablaufenden Finanzjahres halte. Erhöht sind in diesem Plane die Ausgaben des Kriegsministeriums, des Verkehrsministeriums und des Landwirtschaftsministeriums.

Hierzu führte der Minister aus, daß erstens im Zusammenhang mit dem Zusammenbruch des Prinzips der kollektiven Sicherheit und der allgemeinen Aufrüstung auch Estland seine Ausgaben für die Zwecke des Staatsschutzes heraufsetzen müsse, um gegebenenfalls seine Neutralität auch erfolgreich verteidigen zu können. Im neuen Haushaltsplan seien daher die Kredite des Fonds für den Staatsschutz auf 2,5 Millionen Kronen heraufgesetzt worden (gegen 750 000 Kronen im Budget des Vorjahres) und die Kredite des Kriegsministeriums für Anschaffung von Waffen auf 25,5 Millionen Kronen (gegen 21,3 Millionen im Vorjahre). Weiter sei dann, so erklärte der Minister, eine Erhöhung der Ausgaben des Verkehrsministeriums notwendig geworden, weil der Zustand der Eisenbahnen und Landstraßen dringend einer Verbesserung bedürfe. Hinsichtlich der Erhöhung der Kredite des Landwirtschaftsministeriums (von 5,9 Millionen Kronen im Budget des laufenden Jahres auf 6,8 Millionen Kronen), erklärte der Minister, daß der Regierung die Möglichkeit gegeben werden solle, die Ent-

wicklung der Landwirtschaft stärker zu fördern. — Im Laufe seiner Ausführungen wies der Minister u. a. auch darauf hin, daß die von den Staatsbeamten gewünschte Gehaltsaufbesserung zunächst nicht möglich sei, doch werde die Regierung alles tun, um eine Besserung in der Wohnungsfrage zu erzielen, da die hohen Wohnungsmieten den Löwenanteil der Gehälter der Beamten verschlängen, insbesondere in der Landeshauptstadt. Ferner wolle die Regierung dafür sorgen, daß die Lebenshaltungskosten nicht weiter steigen. Und zwar müsse das so lange verhindert werden, bis die Einnahmen der Bevölkerung, deren Löhne zur Zeit unverhältnismäßig niedrig seien, entsprechend gestiegen sein werden. Dies gelte insbesondere für die Landarbeiter, deren Lohn unbedingt noch steigen müsse, da er zur Zeit zu niedrig sei.

Die allgemeine Wirtschaftslage bezeichnete der Minister als günstig, und zwar sei das Jahr 1938 sowohl für die Landwirtschaft, als auch für Handel und Industrie ein günstiges gewesen, und nur bei der Schifffahrt müsse ein Rückschlag verzeichnet werden. Auch über die nächsten Zukunftsaussichten der estländischen Wirtschaft äußerte der Minister sich optimistisch und meinte, daß mit einem mäßigen weiteren Aufstieg gerechnet werden könne. In diesem Sinne sei auch die Einnahmenseite des neuen Haushaltsplanes zusammengestellt worden.

Während der Aussprache ergriff auch der Ministerpräsident das Wort. Er widerrief kategorisch die mancherorts verbreiteten Gerüchte, daß der estnische innerpolitische Kurs in der letzten Zeit von Gedankengängen beeinflusst worden sei, die aus Mitteleuropa übernommen seien. Die Regierung wenigstens habe keine derartigen Bestrebungen. Allerdings seien zur Zeit in Estland jegliche politischen Versammlungen verboten, und dieses Verbot beziehe sich auch auf die Parlamentsabgeordneten. Aber, so fuhr der Ministerpräsident fort, wozu müßten die Glieder des Parlaments allein das Recht haben, eine politische Propaganda zu betreiben? Und überhaupt verstoße eine Politik, bei der ein Teil der Bevölkerung gegen den anderen aufgebracht werde, gegen die öffentliche Ordnung, und das könne nicht geduldet werden. Nach Schluß der großen Aussprache wurde der Haushaltsplan zur Durchberatung an die Wirtschaftskommission verwiesen, die zur Zeit mit seiner Durchsicht beschäftigt ist.

Neuwahl des Vertreters der völkischen Minderheiten.

Am 9. Januar fand die Neuwahl des Vertreters der völkischen Minderheiten im Staatsrat statt. Das Wahlorgan für diese Wahl besteht zur

Zeit aus 3 Vertretern der deutschen und 2 Vertretern der jüdischen Kulturverwaltung (Die Russen und Schweden sind nicht vertreten, da sie noch keine Kulturselbstverwaltungsorgane besitzen). In der Wahl waren die jüdischen Vertreter garnicht erschienen, so daß die drei deutschen Vertreter allein die Wahl vollzogen. Gewählt wurde der einzige Kandidat, der ehemalige Präses der deutschen Kulturselbstverwaltung Baron W. Wrangel. Baron Wrangel hat inzwischen seinen Posten als Mitglied des Staatsrates nach Ablegung des Amtseides bereits angetreten.

Propaganda-Ministerium.

Durch Tagesbefehl des Staatspräsidenten ist auf Antrag des Ministerpräsidenten der bisherige Chefredakteur des „Aus Eesti“ zum Propagandaminister ernannt worden. Bisher gab es in Estland bekanntlich kein derartiges Ministerium, sondern nur ein staatliches Propagandaamt.

Estland an der Seite Finnlands.

Am 29. Januar fand in Helsingfors eine Gedenkfeier für die vor 20 Jahren stattgehabte Teilnahme finnischer Freiwilliger am estnischen Freiheitskriege statt. Zu dieser Feier waren aus Estland der Oberkommandierende General Laidoner, General Orsmaa und das derzeitige Stadthaupt von Dorpat, General Tõnisson, nach Helsingfors gefahren. Auf der Gedenkfeier, die in Helsingfors am Denkmal für die im estnischen Freiheitskriege gefallenen finnischen Freiwilligen stattfand, hielt auch der estnische Oberkommandierende General Laidoner eine Rede, in welcher er die finnisch-estnische Freundschaft unterstrich. Schon an sich, so sagte der General, sei die finnische Hilfe im Freiheitskriege für die Esten von großer Bedeutung gewesen; diese Bedeutung sei aber noch größer, wenn man bedenke, daß die gemeinsamen Kämpfe und das gemeinsam vergossene Blut das beste Pfand dafür sein, daß beide Völker und beide Staaten auch in Zukunft immer zusammen arbeiten werden, und zwar sowohl in Friedens- als auch in Kriegszeiten. Kein Bündnisvertrag könne die Bande und Gefühle ersetzen, die zwischen den Esten und Finnen bestehen. Sollte aber das Schicksal, so schloß der General seine Ausführungen, von den beiden Völkern verlangen, daß sie sich nochmals gegen einen äußeren Feind verteidigen müssen, so solle man wissen: Estland wird an der Seite Finnlands kämpfen. Diese Worte des Generals haben in der estnischen und finnischen Presse eine große Beachtung gefunden.

Handelsabkommen mit der Sowjetunion und Polen.

Nach längeren Verhandlungen ist zwischen Estland und Räterußland ein Handelsabkommen getroffen worden, welches den Warenaustausch zwischen beiden Ländern für das Jahr 1939 regelt. Das neue Abkommen gilt ebenso wie das 1938 abgelaufene für ein Jahr. Nach dem neuen Abkommen werden auch im Jahre 1939 frische Milch und Schweine in denselben Mengen wie bisher nach Rußland ausgeführt werden. Weiter hat Rußland für das Jahr 1939 die Einfuhr von Papier, Rohleder und Sohlenleder aus Estland gestattet, aber nur so weit, als Estland im selben Werte Waren aus Rußland bezieht. Als Hauptartikel für die russische Einfuhr nach Estland sind in dem Abkommen Petroleum, Superphosphat, Benzin, Naphta, Roggen, Tabak usw. vorgesehen.

Auch mit Polen hat Estland im Januar ein neues Handelsabkommen geschlossen, das ebenso wie dasjenige mit Rußland nur für das Jahr 1939 gilt. Die Struktur der Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern bleibt im großen und ganzen ungefähr dieselbe wie bisher.

Beschränkung des freien Niederlassungsrechtes der Ärzte?

Die Staatsregierung hat den Entwurf für ein neues Volksgesundheitsgesetz fertiggestellt und dem Parlament zur Beschlußfassung vorgelegt. Er sieht u. a. vor, daß die Staatsregierung das Recht erhält, die freie Wahl des Niederlassungsortes für alle auf dem Gebiete des Sanitätswesens tätigen Personen, insbesondere auch für die Ärzte, einzuschränken. Begründet wird diese Bestimmung damit, daß verhindert werden müsse, daß in den Städten und insbesondere in der Hauptstadt sich zu viele Ärzte niederlassen, während auf dem flachen Lande ein Mangel an Ärzten und sonstigem Sanitätspersonal herrscht.

Um das landliche Erbrecht.

Die Landwirtschaftskammer hat in Sachen des Bodenerbrechtes eine Denkschrift ausgearbeitet und dem Justiz-, dem Landwirtschafts- und dem Wirtschaftsminister zugehen lassen. In ihr wird eine Änderung des Bodenerbrechtes beantragt. Danach soll bei Erbfällen ein Drittel des Wertes des zu einer Erbschaft gehörigen Bauernhofes bei der Teilung der Erbschaft unter die Erben nicht veranschlagt werden, sondern ungeteilt dem Erben zufallen, der den Hof übernimmt. Durch eine derartige Bestimmung soll der den Hof übernehmende Erbe vor einer finanziellen Überbelastung durch Auszahlungen an die Miterben geschützt werden.

Ferner sieht die Denkschrift eine Herabsetzung der Erbschaftssteuer, wenn der Erbe eines Bauernhofes eine landwirtschaftliche Fachausbildung genossen hat. Durch diese Bestimmung soll erreicht werden, daß die Bauern ihren Kindern, resp. den Kindern, die den Hof erben sollen, eine landwirtschaftliche Fachausbildung geben lassen. Als dritten Punkt enthält die Denkschrift den Antrag, daß die Schenkungssteuer in den Fällen in Fortfall kommen soll, in denen Bauern bei Lebzeiten ihren Hof ihren Kindern oder Großkindern überlassen. Der Sinn einer solchen Bestimmung wäre, daß die junge Generation in einem nicht zu hohen Alter den Hof übernimmt, und damit die Möglichkeit einer früheren Eheschließung und zahlreicheren Kinderzahl gegeben wird.

Margiften-Verhaftungen.

Mitte Januar wurden in Reval eine Reihe ehemaliger führender Sozialisten unter dem Verdacht verhaftet, ihre frühere parteipolitische Tätigkeit fortgesetzt und die außenpolitischen Beziehungen Estlands geschädigt zu haben. Auch sollen sie ehemalige lettische Sozialisten mit falschen Ausweisen über Estland nach Finnland und in die Skandinavischen Staaten befördert haben. Die Verhafteten sind dem Gericht übergeben worden.

Estnische Pressstimmen zum Jahrestage des Dritten Reiches.

Zum ersten Male ist in diesem Jahr in der estnischen Presse der Jahrestag des Dritten Reiches beachtet worden. Früher brachten die estnischen Blätter nur nachträgliche Kommentare zur jeweiligen Rede des deutschen Führers. In diesem Jahr brachte ausgerechnet das „Päevaleht“, das bekanntlich besonders häufig deutschfeindlichen Artikeln seine Spalten zur Verfügung stellt, einen Aufsatz, der speziell dem Jahrestage der Machtübernahme gewidmet war und vor Hitlers Rede erschien. Dieser Artikel fand in der estnischen Öffentlichkeit eine große Beachtung, und das „Rahvaleht“ fühlte sich sogar bewogen, in einem Leitartikel auf ihn hinzuweisen. Er betonte, daß die Nationalsozialisten Recht haben, wenn sie den Tag der Machtübernahme als „Revolution“ bezeichnen. Denn, so hieß es im Artikel, die Mentalität, die Zielsetzungen und die Methoden dieses neuen Deutschland seien von denen des Deutschland der Nachkriegszeit tatsächlich völlig verschieden. Die Welt habe sich mit der Zeit an die Art des Nationalsozialismus gewöhnt, und das sei auch völlig natürlich, denn die Fremden könnten doch nicht einem Volke und noch dazu einem der größten Völker der Welt vorschreiben, welche Regierungsform und welche Anschauungen es haben müsse. Die Deutschen aber, so wurde im Artikel fest-

gestellt, wollten Adolf Hitler und wollten den Nationalsozialismus. Gewiß könne man über die Methoden des Nationalsozialismus streiten, aber seine Erfolge seien unbestreitbar, und mit ihnen müsse gerechnet werden. Denn das Deutsche Reich habe sich in der kurzen Zeit zu einem Staat emporgearbeitet, „der heute das Schicksal des größten Teiles des europäischen Festlandes bestimmt.“

Am Schluß betonte der Leitartikel des „Päevaleht“, daß Estland von Anfang an bestrebt gewesen sei, zum Dritten Reich gutnachbarliche Beziehungen zu unterhalten, und dieses gutnachbarliche Verhältnis sei besonders auf handelspolitischem Gebiete in Erscheinung getreten. Aber auch sonst hätten Estland und Deutschland einander nichts vorzuwerfen. Darum möge diese tolerante Freundschaft auch in Zukunft die Grundlage der gegenseitigen Beziehungen zwischen den beiden Staaten bleiben.

Die estnische Presse zur Hitler-Rede.

Alle größeren estnischen Blätter widmeten der Rede des deutschen Führers lange Leitartikel. Das der Regierung nahe stehende „Aus Eesti“ stellte fest, daß Hitlers Rede das Gefühl der Sicherheit in bezug auf die derzeitigen Staatsgrenzen in Europa vertieft habe. Dieses könne in der heutigen verworrenen Zeit immerhin als erfreuliche Tatsache festgestellt werden. Hinsichtlich der Kolonialfrage und des italienisch-französischen Gegensatzes wies das Blatt auf Hitlers Äußerung hin, daß er an einen langen Frieden glaube, sowie auf den Ausspruch von Chamberlain, daß er glaube, daß alle Streitfragen auf friedlichem Wege gelöst werden können. Diese beiden Äußerungen berechtigten, so schloß der Artikel, zur Hoffnung, daß die beiden Staatsmänner auch Wege zur Erhaltung des Friedens finden werden.

Das „Päevaleht“ äußerte in seinem der Rede Hitlers gewidmeten Artikel, daß der deutsche Führer auf die brennenden Tagesfragen der internationalen Politik eine klare Antwort gegeben habe. Da nun einmal England und Frankreich den Weg des Nachgebens beschritten hätten, so hätten Deutschland und Italien wohl Grund, von ihnen weitere Konzessionen zu erwarten; umso mehr als die Aussichten Frankreichs für den Fall eines Krieges schlecht seien. Endlich unterstrich der Artikel, daß Hitler bei seiner Übersicht über die Beziehungen des Deutschen Reiches zu den auswärtigen Staaten diesmal auch die Baltischen Staaten genannt habe. In ähnlichem Sinne wie die beiden genannten Blätter äußerte sich auch der Dorpater

„Postimees“. Interessant war die Feststellung, daß Hitlers Kolonialforderung viele „begründete“ Argumente enthalte.

Aufs Ganze gesehen, ist eine gewisse Umstellung der estnischen Presse dem Dritten Reiche gegenüber nicht zu leugnen. Sie soll natürlich keineswegs überschätzt werden, und dies umsoweniger, als das „Däevaleht“ nach wie vor Artikel aus der Feder des deutschfeindlichen englischen Politikers Churchill bringt, deren Geist ja genügend bekannt ist. Auch die anderen estnischen Blätter legen noch keineswegs eine gerade deutschfreundliche Haltung an den Tag. Immerhin ist zu beachten, daß der nüchterne estnische Tatsachensinn auch einstellungsmäßig in der Öffentlichkeit eine gewisse Folgerung aus der Wandlung der europäischen Kraftverhältnisse zu ziehen beginnt.

Dorpat, den 2. Februar 1939.

Leo v. Middendorff

Deutsches Schauspiel zu Riga

Das neue Jahr begann mit einer ganz leichten Komödie: „Mein Freund Jack“, von Somerset-Maugham (deutsch: Karl Lerbs). Der bekannte englische Bühnenschriftsteller schreibt überaus flüchtig und fügt seine Szenen technisch famos aneinander. Der Dialog des Stückes lehnt sich an die parador-geistreichelnde Art Oskar Wildes an, ohne diese in ihrem einmaligen genialen Sarkasmus zu erreichen. Die Gescheltnisse sind, wie auch bei Wilde, ausschließlich für das Londoner Publikum gedacht. Und die Satire trifft durchweg weltstädtische Verhältnisse und kann nur durch den Atem eines solchen Milieus belebt werden.

Der Inhalt erklärt dies vollends:

Jack Stram, Oberkellner im Grand Babylon-Hotel zu London, wird von Sir Holland und Lady Wanley als ein Herr der Gesellschaft erkannt, den nur eine skurrile Laune in diesen fragwürdigen Beruf hineingetrieben: Er will Menschen aller

Stände kennen lernen. Man gewinnt den raffinierten Dandy für einen Plan: er soll Mr. Parker-Jennings und dessen Gattin, einem in die Londoner Gesellschaft durch seinen Reichtum eingedrungenen Ehepaar als ein hoher ausländischer Aristokrat vorgestellt werden, um so die Sippschaft dieser Parventüz gründlich zu blamieren. Freund Jack geht auf den Vorschlag ein, nur will er durchaus ein „Erzherzog von Bulgarien“ (!?) sein.

Der Trick gelingt. Jack wird der große Triumph des Hauses Jennings, verliebt sich in die Tochter, wird scheinbar abgewiesen, um dann später, als der Betrug offenbar wird und die Gefoppten den Oberkellner nun alle Empörung fühlen lassen — sich doch als regelrechter Erzherzog durch den bulgarischen Gesandten auszuweisen und den Goldfisch für sich zu kapern.

Man sieht: ein Theater im Theater. — Solch eine Jack-Rolle kann nur durch

eine geniale Komik, die für jede unglaubliche Situation eine glaubliche menschliche Einstellung findet, aus ihrer Operettenhaftigkeit gehoben werden. Hier fiel die Darlegung dem ersten Heiden unseres Ensembles zu. Herr König entledigte sich dieser für ihn gewiß ungemein schweren Aufgabe, indem er mit einem blasierter-jovialen Ton einen Mittelweg nahm, der das Publikum immerhin amüsierte.

Die Londoner Neureichs (Baumann-Tobien) waren spaßhaft, nur stammten sie ihrer ganzen Art nach entschieden aus Berlin N., während sie auf der englischen Bühne als jüdische Geldprozen erschein.

Unaufdringlich und doch witzig betonte Dolf Zenzen die nachahmende Noblesse des jungen Parker-Jemings. Axel Helmsing und Roswitha Grundmann (Reverend Abbot und Frau) konnten eine jugendlich natürliche Frische des Tons in die ganze Farce hineinbringen.

*

„Kampf um Afrika“, Schauspiel von Helmut Vogt. Dieses Bühnenwerk eines jungen deutschen Verfassers hat allen Anspruch auf weiteste Beachtung. Sowohl was seine Problemstellung betrifft, wie nach Seiten seiner künstlerischen Konzeption. In fünf kurzen Akten wird hier das Schicksal eines Pflanzers geschildert, der mit deutscher Energie und deutschem Geist die Wildnis Afrikas zu durchdringen suchte, Plantagen, Lazarette, Missionsstationen gründete und nun nach dem Weltkrieg, wo die Kolonie, unter die englische Regierung gestellt, aufgegeben werden soll, um seinen mit 20-jähriger schwerer Arbeit erreichten Posten herrisch kämpft.

Nimmt der dramatische Konflikt von hier seinen Ausgang, so erwachsen aus der Gegenüberstellung der dunklen Seele Afrikas in der Gestalt eines Negerpaares, eines europäisierten Halbblutmenschen und

eines den Dämonen des tropischen Lebensgenusses verfallenen Arztes — sehr scharf gezeichnete Widerstände, die vom Autor interessant illustriert werden. Der Aufbau des Schauspiels ist geschickt durchdacht. Aus den einzelnen Szenen wächst die Handlung folgerichtig heraus. Und sie ist es, die den Eindruck maßgebend bestimmt. Keine unnützen Gespräche halten den Gang auf, und nirgends wird man vor leere Worte gestellt. Selbst was Dr. Sini in seinem unausgesetzten Whisky-Rausch redet, hat alles, und mag es noch so phantastisch klingen — regsame Bedeutung. Und ebenso werden die Gebärdensprache des Negers Liliamoru und die stumme Schattenhaftigkeit des Triebweibchens Niona zu wichtigen Farbensflecken in dem erschütternden Bilde, das uns Vogt hinmalt.

Den männlichen Darstellern fallen fast durchweg dankbare und zu persönlichster Charakterisierung anregende Rollen zu. Peter Großmann gab mit seinem heldenhaften Pflanzler Karst ein Stück seiner schauspielerischen Eigenart, Obzieger — bemerkenswert in der Maske und im Pathos seiner krampfhaft verzückten Alkoholfestimmung — zeichnete den Dr. Sini ungemein fesselnd. Nadke (Ring Niogu, Halbblut) als Typendarsteller immer sehr echt, und Hubert Poppe (Neger Liliamoru) fanden leidenschaftsoglühende Ausbrüche für die Innenwelt ihrer Gestalten.

Die Spielleitung Dr. Grußendorfs hatte für ein lebhaftes Tempo gesorgt, die Höhepunkte des Vogtschen Schauspiels klar herausarbeitend. Das sonnig-lustige Bühnenbild (Brehm) ließ den landschaftlichen Hintergrund Afrikas bei aller schlichten Skizzierung überzeugend in die Szenen hineinspielen.

*

„Hollywood“, Komödie von Roman Kiewiarowicz. Der polnische Schriftsteller hat sein Werk eine Komödie

genannt. Es steckt hier in E. der Dorso eines Schauspiels. Die Anlage zu einer dramatischen Diskussion über das Schicksal junger Filmstars und ihre Ausbeutung durch ein skrupelloses amerikanisches Managertum ist entschieden vorhanden. Aber der Konflikt wird nicht tiefgründig durchgeführt, sondern bleibt an der Oberfläche und kräuselt nur ein paar Wellen auf dem Wasserspiegel des abgründigen Sees von ewig banger Hoffnung und unendlicher Enttäuschung, der den Namen Hollywood trägt.

Ein junges Künstlerpaar wird vorgeführt (von Efriede Terra und Dolf Zenzon zeitnah verkörpert). Seine ganze Arbeit, seine psychische wie physische Hingabe gehört einzig dem Film, der mit ihm gedreht wird. Alles beherrschend, steht die Frage nach seinem Seligen auf. Man probt und probt. Er findet ihr Talent bezaubernd, sie seines — denn beide lieben sich. Zwischen ihnen aber steht der Manager, der Mann, der alle Gewalt über Leben und Tod in der Filmstadt hat. Und was dieser Diktator vom laufenden Band fordert und prophezeit, das wird Ja und Amen für die Darsteller. Er selbst versteht von der Kunst an sich nichts; sucht nur im Mittelpunkt einer Bombenreklame zu agitieren. Er stellt seine Opfer vor harte Prüfungen und beutet sie in schamloser Weise aus. Haben sie Erfolg — so sind sie ihm weiter verfallen; haben sie keinen — so läßt er sie fallen: ins Elend, in das Nichts, jenseits von Hollywood. Hier klingen starke tragische Töne auf. Aber der Autor streift sie leider nur und läßt sein Spiel nicht ins Große wachsen. Der Ruf der Qual verebbt. Die Geschehnisse glätten sich. Und der Teufel von Manager wird in die Apotheose eines glückbringenden Patrons hineingestellt.

Dennoch bleibt diese Figur eine interessante Studie für einen ernsten Charakterdarsteller. Da sie hier vom ersten Ko-

miker unseres Ensembles (Sobien) übernommen wurde, so kamen natürlich die heiteren Momente durchaus in den Vordergrund und der Humor überwog das Nachdenkliche.

*

Maria Paudler absolvierte zu Beginn des Februar ein 5-tägiges Gastspiel mit großem Erfolg, wie nicht anders zu erwarten. Die Künstlerin ist natürlich auch unserm Publikum schon vom Film her bekannt und so war man auf eine reizvolle Darstellung eingestellt.

Alles das, was der Film an erster Stelle fordert: unentwegte, oft spontan wechselnde mimische und Gebärdenäußerung zu allen szenischen Vorgängen, lebhaftes Spiel der Lippen, der Augenbrauen, zeitlupehaft breite malerische Bewegung der Hände — sah man hier auf der Schaubühne in gleicher Virtuosität. Und die bewußte, ruhige Sicherheit, mit der das gesprochene Wort sich diesen innern Tönen anschloß — mußte den Hörer bezaubern.

Um zu illustrieren, aus wie armselig gegebenen Mitteln Maria Paudler sich Wirkung zu schaffen versteht, sei der an Witz und Geist karge Inhalt des Dreialters „Blitze aus heiterem Himmel“, den Alf Teichs aus einem englischen Lustspiel von Johnson entlehnte, kurz skizziert:

Helen Parker hat acht Monate einer stürmischen Ehe hinter sich. Beide Gatten zeigten sich in allen Situationen heftig aufbrausend. Wenn es gewittert, flüchtet Helen sinnlos vor Angst, in einen Schrank. Einmal beißt sie ihren Robert vor Wut in den Finger. Damit ist das Maß der Duldung für diesen erschöpft. Da er zufällig Forschungsreisender von Beruf ist, begibt er sich nun nach Afrika! —

Als er nach 4 Jahren zurückkehrt, ist Helens Schwester, Monika, eben dabei, mit Philipp Norrey eine Dummheit zu

begehn. Da die Ehe Helens so unglücklich war, beschließen die beiden Verliebten, auf eine Hochzeit zu verzichten und in freier Liebe zu leben.

Helen überredet Robert, der nur gekommen ist, um seine Scheidung in die Wege zu leiten, eine Nacht auf ihrem Landgut zu verbringen, und mit ihr ein kühnes Spiel zu wagen, das ein Glückseligen Wiederfindens vortäuscht und so das junge Liebespaar von ihrem Vorhaben abhält. Fast gelingt der Trick, da wirkt ein Blitz aus heiterem Himmel alles durcheinander. Helen, die ihre Angst verbergen will, kämpft gegen jeden Ausbruch ihrer Gewitterfurcht. Als sie aber Roberts frohen Hohn bemerkt, beißt sie ihn wieder in den Finger und stürzt in den Schrank.

Damit wäre des Ansinns genug. Allein ein dritter Akt fordert Trennung und Versöhnung (!). Robert verabschiedet sich mit verbundenem Finger. Er geht wieder nach Afrika, hat seine Scheidung durchgesetzt und will eine ältliche Forscherskollegin heiraten. Als aber Helen, allein geblieben, der Schwester das ganze „Spiel“ beichtet und ihre Neigung für den Verlorenen laut werden läßt, steht Robert wieder da. Er hat sich besonnen. Der Finger schmerzt. Und er bleibt lieber da.

Es war verblüffend, wie Maria Paudler aus dem Schmarren dieses Theaterstücks ihre Helen vermenslichte. Diese fräulich verborgene Blut in Erwartung neu entfachter Liebe ihres Mannes! Ihr entzückender Schreck, als sie von dem Scheidungswillen des Mannes hört, der seine Humor, mit dem sie seine neuen Heiratspläne herausholt! Wie sie Robert für ihr Spiel gewinnt und ihn dann, spielend, die Wahrheit hoffen läßt — ihr zähneklapperndes Gelächter während des Gewitters — alles meisterhaft!

Die Regie des Abends hatte Herr Tobien. Nina Kolb hätte die Monika nicht

so sehr auf den Backfischen stellen sollen. Zenzen als schüchternen Liebhaber zeigte manche hübsche Pointe. Obsteiger (Robert) in gewohnter routiniert-überlegener Haltung.

*

Zum Schluß seien noch drei Aufführungen erwähnt, die bereits seit dem November auf dem Spielplan stehen, wegen des eingetretenen Wechsels in der Schauspielberichterstattung hier aber erst jetzt kurz besprochen werden können.

Das Lustspiel „Fitterwochen“ von Paul Selwig überragt nicht das Niveau oft gesehener Verwechslungs-Komödien. Dem ersten Akt fehlt es an einer frisch einsetzenden Handlung. Die Gespräche sind langatmig, die Witze belanglos. Der Held der ganzen Verwicklung, ein Dr. Stiebel, dessen Name schon auf eine beschränkte Geistigkeit hinweisen könnte und der zudem noch als Alkoholik für ein Hunde-Journal eingeführt wird, erweist sich später als ein schlauer Gegenwarts-mensch, der die ihm auferlegte Rolle eines Pseudo-Bräutigams und Chemanns gehörig auszunutzen versteht. Es geht um einen Heiratsplan der jungen Sabine Senden. Da ihre Mutter gegen ihre heimliche Verlobung ist, beschließt sie, diefer einen andern Bräutigam vorzutäuschen und unterdessen das Faktum der vollzogenen Eheschließung mit dem Geliebten durch eine Hochzeitsreise zu krönen.

Mit dem Auftreten der nichtsahnenden Schwiegermutter gewinnt die Handlung an Spannung und das Publikum geht lachfröhlich mit. Daß solches erreicht werden konnte, war indes hauptsächlich auf das ausgeglichene Spiel der Darsteller (Terra—Bohr—Radke) zu setzen. Emmy Baumann wußte jede naheliegende Übertreibung des bekannten Schwiegermutter-Typus glücklich zu umgehen.

„Als ich noch im Flügel-

Leide". Es ist mehr als ein Menschenalter her, daß dieses Theaterstück eine Novität war. Die Großeltern der heutigen Jugend haben über dieses „fröhliche Spiel“ von Rehm und Frehsee gelacht. Aber auch die Jungen und Mädchen von heute amüsieren sich dabei. Das haben die Aufführungen bewiesen. Die abgestandene Lust einer verbrauchten Zeit weht ja wohl aus dieser vergessenen Kommodenlade mit dem Flügelkleid aus der Mädchenschule. Figuren wie aus einem Marlitt-Buch: die strenge Internats-Direktrice, die robuste Dienstmagd, der angeschwärmte Lehrer, die Französin. Und dann die zu jedem Akt aufgelegten Mädchen aus dem Wöchterheim und die verliebten Studentlein mit ihrem Kommerzschneid von ehem.

Tobien hatte das harmlose Stück wie eine Improvisation, wie die Nachahmung einer Liebhaber-Vorstellung herausgebracht. Und so war jede groteske Perfälage an ihrem Platz. — Frä. Jerra führte den Reigen der Mädchen übermütig und grazios und Dolf Zenzen sekundierte mit seinen Korpsbrüdern frisch und wagemutig. Zwischen diesen beiden sich magnetisch suchenden Polen stand die Pensionsmama Emmy Baumanns humorgeladen in ihrer Würde da. —

Daß Grillparzers „Medea“ dem Spielplan eingefügt wurde, schien im Hinblick auf die Tatsache, daß die Klassiker-Aufführungen gerade unserer Jugend eine bedenkliche erzieherische Kunstwirkung bieten sollen, zunächst etwas befremdlich. Diese wüchsige Schicksalsstragödie des antiken Weltgefühles behält auch in der verkürzten Vermenschlichung ihrer Gestalten durch den großen österreichischen Dichter immer noch ihre schreckhafte Tiefe, die

nur ein reifes Lebensurteil erwägen kann. Zwar klingen für unsere Zeit hier vielleicht aktuelle Probleme auf: die Gebundenheit an die Artung, das Blut. Ja, es läßt sich der ganze Fluch der Emigration in der Gegenüberstellung von landgebundenem völkischem Bewußtsein und fremden, eindringenden Kräften aus dem Zwiespalt der Verbindung zwischen Griechentum und Barbarentum ablesen. Aber all diese Begriffe und Empfindungen verlangen einen ernststen Widerhall in der Gedankensphäre einer kritisch bewußten Theatergemeinde.

Brehm hatte einen leicht zusammenfügbaren und doch monumental anmutenden Bühnenraum aus Treppen, Säulen und Vorhängen geschaffen, und die Regie Obfiegers fügte sich in der Ruhe der Bewegungen und in der sicheren Auswertung der Stellungen gut in das Gesamtbild.

Frau Christann interessierte durch eine kluge Eindämmung der gewaltigen Leidenschaft Medeas, so daß auch im Affekt des grausamsten Hasses noch ein Gefühl des Mitleides für die unglückliche Kollcherin offen blieb. Hans König gab dem Ekel Jajons seiner fluchbeladenen Gefährtin gegenüber sprachlich ungehemmten Ausdruck. Licht und klar zeichnete Eva Maroldt die gütige frauliche Liebe Kreuzas.

Alles in allem zusammenfassend sei gesagt, daß die Einstudierung der „Medea“ in ihrer Haltung dem Drama gegenüber die Weltanschauung Grillparzers durchklingen ließ, die in der Charakteristik der handelnden Personen immer die Beherrschung der Leidenschaften anstrebt.

Viktor Günther

Umschau

Zunahme deutscher Taufen in Riga

Über ein Ansteigen der Taufen in den deutschen Gemeinden Rigas berichtet das Rigaer „Ev.-luth. Kirchenblatt“ (1939/2). Danach brachte das Jahr 1938 den Rigaer deutschen Gemeinden ein Mehr von 54 Taufen gegenüber dem Vorjahr, womit die zuletzt 1928 festgestellte Zahl von 500 erstmalig wieder überschritten wurde.

„Es ist gewiß in diesem Zusammenhang nicht uninteressant“, so fährt das Blatt fort, „einmal die Zahl der Geburten der letzten 15 Jahre in den deutschen Gemeinden Rigas zu überschauen:

1924 — 565	1932 — 477
1925 — 561	1933 — 387
1926 — 534	1934 — 400
1927 — 450	1935 — 413
1928 — 500	1936 — 469
1929 — 477	1937 — 451
1930 — 462	1938 — 505
1931 — 418	

Wir können auf Grund dieser Zahlen mancherlei feststellen. Zunächst ist es interessant und lehrreich: die objektiven Tatsachen widersprechen sichtlich der Behauptung, daß die Kinderzahl in einem direkten Abhängigkeitsverhältnis vom materiellen Wohlstand steht. Die Jahre 1924 bis 1930 waren zweifelsohne auch für unser Rigasches Deutschtum Jahre des materiellen Aufstieges — trotzdem weisen die Geburten in jener Zeit (bei einigen Schwankungen) einen ständigen Rückgang auf. Die ausgesprochene Notlage der ersten Krisenjahre hat dann freilich bei entsprechendem Rückgang der Eheschließungen i. J. 1932 sicher den Tiefstand des Jahres 1933 (387 Geb.) mitverschuldet, der dann aber einsetzende Aufstieg (mit einer Unterbrechung 1937), der wohl nach fünfjähriger Bestätigung nicht mehr als

zufällig gewertet werden muß, ist gewiß nicht auf eine in gleicher Weise ansteigende Besserung unserer materiellen Lage zurückzuführen, — denn diese entspricht nicht annähernd dem Geburtenzuwachs —, sondern vielmehr auf einen neu sich regenden Lebenswillen und eine Bestimmung auf Verantwortung. Hierfür spricht nicht zuletzt der Umstand, daß es eine ganze Reihe von sittlich wertvollen Familien in oft sehr bescheidenen materiellen Verhältnissen sind, die bei bereits vorhandenem Kinderreichtum zu den mutmachenden Ergebnissen der letzten Jahre beigetragen haben. — Des Ergebnisses dürfen wir uns — bei allen Vorbehalten — doch um so mehr freuen, weil der Zuwachs des letzten Jahres sich nicht etwa aus als zufällig anzusprechenden Steigerungen in einigen Gemeinden ergibt, vielmehr fast alle größeren Gemeinden dazu beigetragen haben und nur einige einen geringen Rückgang aufweisen.

Als relativ günstig für unsere Rigaschen Gemeinden darf 1938 auch darum angesehen werden, weil neben dem Anwachsen der Geburten ein sehr erheblicher Rückgang der Sterbefälle zu verzeichnen ist: 764 Todesfällen im Jahre 1936 und 803 im Jahre 1937 stehen 1938 nur 714 gegenüber; unser Verlust an Toten ist mithin um 87 geringer, als im Jahre vorher. Dementsprechend beträgt der Geburtenüberschuß:

1936 — 295
1937 — 352
1938 — 209

Damit ist freilich auch gesagt, daß die Lage des evangelisch-lutherischen Deutschtums in der Landeshauptstadt nach wie vor eine sehr ernste ist und es gänzlich verfehlt wäre, schon zu frohlocken; denn

so richtig es ist, daß unser stark überalterter Bestand die hohen Sterbezahlen zum Teil erklärt, so eindeutig steht fest, daß dieser Bestand — und dieses trifft ja auch für die kleineren Städte zu — immer noch stark in der Abnahme begriffen ist. Der Geburtenüberschuß der Landgemeinden vermag diesen Ausfall nicht zu decken.

Zusammenfassend ist festzustellen: dieser sehr ernsten Lage gegenüber wird immerhin auch in der großen Stadt ein Umschwung sichtbar und es ist der Anfang des Weges beschritten, der aus dieser Lage herausführen wird, wenn in unseren Gemeinden der Wille zum Kinde und damit zu solchen Ehen, die ihrem gottge-

wollten Zweck entsprechen, weiter zunimmt.

Zu einer anderen Verlustziffer der letzten Jahre — der Abwanderung in andersnationale Gemeinden — darf hier mit aller Vorsicht gesagt werden, daß diese Tendenz nach den Eindrücken des Schreibers dieses im Jahre 1938 wesentlich zum Stillstand gekommen ist. Andererseits dürfte die Abwanderung ins Ausland 1938 eine gewisse Steigerung erfahren haben. Die Frage der Mischehen muß hier übergangen werden, da die spezifizierten Daten (so auch bei den Geburten über Erst-, Zweitgeburten etc.) noch nicht zur Verfügung stehen.“

Wissenschaftliche Umschau

Aus der forschung

Unter dieser Überschrift soll fortan laufend über Arbeiten, die sich mit der Geschichte des baltischen Gebietes und seiner Völker beschäftigen, berichtet werden.

Lettische Arbeiten

Das Journal des Lettischen Geschichtsinstituts (Latvijas vēstures institūta žurnāls) bringt in Heft 4, 1938, einen Aufsatz des Direktors der Anstalt, Prof. A. Tentelis, über den Stand und die Pläne der lettischen Geschichtsforschung (Kas darīts un nodomāts Latvijas vēstures pētnīšanā). In der gleichen Nummer der Zeitschrift behandelt der Vize-Direktor des Instituts Prof. F. Valodis die Ergebnisse der Vor- und Frühgeschichtsforschung unter dem Titel „Der Schicksalsweg der lettischen Vorgeschichte“ (Latvijas senvēstures līdzenāitās). Eine in der Fragestellung etwas engere Arbeit „Die lettische Vorgeschichte in den 20 Jahren seit Bestehen des Staates“ (Latvijas senvēstures pētnīšanas darbības mērķi)

pastāvīgas 20 gadus) veröffentlicht R. Schnore in der Zeitschrift der Denkmalsverwaltung „Vorzeit und Kunst“ (Senatne un Māksla) 1938 Heft 4.

Unter der Redaktion von A. Tentelis und F. Valodis ist von der lettischen Geschichtsforschung der Versuch unternommen worden, ein einschlägiges Werk über die Geschichte Lettlands von ihren Anfängen an zu schaffen. Fast alle lettischen Historiker der Gegenwart sollen an dieser Darstellung beteiligt sein. Erschienen ist der erste Band, der die Vorgeschichte behandelt. Verfasser ist F. Valodis.

Im letzten Heft von „Senatne un Māksla“ unternimmt der oft genannte lettische Rechtshistoriker A. Schwabe den Versuch, die lettische Abstammung des Chronisten Heinrich zu erweisen (Kas bij latvešņu Indrišis. S. u. M. 1938, 4).

Im Frühherbst kam unter der Redaktion von F. Valodis und P. Arēns ein wohl als Aufklärungsschrift für das Ausland gedachtes Bildwerk „Lettland, Land-

schaft, Volksleben, Baukunst und Museen“ heraus. In der deutschsprachigen Einleitung gibt Valodis einen kurzen geschichtlichen Überblick, in dem er abschließend feststellt: „Doch es darf nicht vergessen werden, daß auch eine beträchtliche Anzahl von gotländischen, schwedischen, deutschen, polnischen, italienischen und russischen Handwerkern, Künstlern und Baumeistern in Lettland gewirkt haben, deren Anteil am Kulturbilde des Landes bis zu den Freiheitskriegen nicht wegzudenken ist“.

Anläßlich des Staatsgründungstages im November 1938 erschien ein großes Prachtwerk „Lettland in 20 Jahren“ (Latwija 20 gadu), das eine Reihe umfangreicher Aufsätze brachte, die zeigen sollten, was auf den verschiedensten Gebieten während der Zeit der Lettländischen Selbständigkeit erreicht worden ist. Unter anderem verdient ein Aufsatz von A. Schwabe über die Agrarreform (Agrara reforma) besondere Beachtung. J. Wigrabs schrieb über „Die Staatsgründung und die Entwicklung der internationalen Beziehungen“ (Walsts tapšana un starptautisko attiecību izveidošana). Eingang fand er auch auf die lettischen Staatswesen zur Zeit der deutschen Eroberung um 1200 und das Herzogtum „Kurland“ zu sprechen, das der erste lettische Staat der Neuzeit gewesen sei.

Als Gegenstück zu den Schriften des deutschen Reichskriegsministeriums über den Weltkrieg und die Kämpfe im Baltikum erschien unter der Oberredaktion von General M. Penikis ein zweibändiges Werk: „Geschichte des lettischen Befreiungskrieges“ (Latwešņu atbrīvošanas kara vēsture). Unter den Verfassern der einzelnen Abschnitte sind General Ed. Kalniņš, Oberst A. Mensners, Oberst A. Kripiņš, Oberst A. Apsītis und andere zu finden. Penikis selbst hat in Heft 4 des Journals des Geschichtsinsti-

tuts einen Aufsatz über „Die Befreiung von Semgale im November 1919“ (Semgales atbrīvošana 1919. g. novembrī) veröffentlicht.

Heft 2 und 3 der eben genannten Zeitschrift brachten einen umfangreichen Aufsatz des lettischen Kirchenhistorikers L. Adamowitschs „Die Entwicklung des lettischen Volkstums und die Bildung des Volkes in lettischer und deutscher Beleuchtung“ (Latwešņu tautības veidošana un wahzu apgaismojums). Insbesondere nahm Adamowitschs zu den Ergebnissen der Arbeiten H. Schaudinns „Deutsche Bildungsarbeit am lettischen Volkstum“ Schriften der Deutschen Akademie S. 29 München 1937 und J. v. Helms „Deutsche Kultur und lettisches Volkstum vom 16.–18. Jahrhundert“, „Jomsburg“ 2, 1, in sehr ablehnender Weise Stellung.

Deutsche Arbeiten

Nachdem in Heft 1 der bekannten deutschen Zeitschrift für die Völker und Staaten des Nordens und Ostens „Jomsburg“ der baltendeutsche Historiker Arved v. Saube-Neval einen kritischen Überblick über die estnische Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, gegeben hatte, sucht M. Hellman-Berlin in Heft 3 an der Hand einiger in letzter Zeit erschienener lettischer historischer Darstellungen sowie von Äußerungen führender lettischer Persönlichkeiten zu Fragen der Geschichte ein Urteil über die lettische Geschichtsauffassung der Gegenwart abzugeben; Der Aufsatz verweist ferner auf die Darstellung baltischer geschichtlicher Probleme in der Geschichtsliteratur der Sowjetunion.

Eine Besprechung der lettischen Vorträge auf dem Baltischen Historikerkongress im August 1937, die nunmehr gedruckt vorliegen, (Congressus primus historicorum Balticorum. Acta et relata)

gibt der junge reichsdeutsche Forscher A. Quednau in der „Somsburg“ 2, 3.

Für die von der lettischen Forschung vielfach bestrittene Echtheit des Privilegium Sigismundi Augusti setzt sich in einem ausführlichen Beitrag („Somsburg“ 2, 2) L. Karstens-Hamburg ein.

Der bekannte Berliner Historiker und Forscher der hanseatischen Geschichte, F. Rörig nimmt zu der von lettischen Wissenschaftlern vertretenen Ansicht einer vordeutschen lettisch-livischen Stadt an der Stelle des heutigen Riga in einem Anhang zu seinem Aufsatz „Die Gestaltung des Ostseeraums durch das deutsche Bürgertum“ im „Deutschen Archiv für Landes- und Volksforschung“ 2, S. 165 ff. Stellung. Veranlaßt wurden die Ausführungen Rörigs durch den Artikel eines lettischen Verfassers in der Antwerpener Zeitung „La Metropole maritime“ (30. 6. 1938), der während der Tagung der Städte erschien, welche früher der Hanse angehörten oder mit ihr in Beziehung standen.

Die von A. Schwabe 1937 im Rahmen der Quellenpublikationen des Lettischen Geschichtsinstituts herausgegebenen „Fontes historiae Latviae medii aevi“ (bis 1237) werden in der „Somsburg“ 2, 2 von Johannes Ebeling-Köln besprochen. Der Kritiker faßt sein Urteil dahin zusammen, daß das erwähnte Werk trotz einiger Textverbesserungen und mancher Nachträge nicht geeignet sei, Bunge's Urkundenbuch zu ersetzen oder eine vollständige Sammlung der Quellen für Geschichte Lettlands bis 1237 zu geben.

Das von E. Meynen herausgegebene „Archiv“ bringt in 2, 3 einen instruktiven Aufsatz über „Die Presse im lettländischen Gebiet 1918/19“ von Frk. Dr. S. Dopfewitsch-Riga.

Im Herbst des vergangenen Jahres waren an größeren selbständigen Arbeiten ferner erschienen: in den „Schriften

der Altertumsuniversität“: S. Thimme „Kirche und nationale Frage in Livland während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (vgl. die Besprechung im Januarheft dieser Zeitschrift) sowie J. von Sehn „Die lettisch-literarische Gesellschaft und das Lettentum“; endlich R. Schulz „Der deutsche Bauer im Baltikum“ (Politische und wirtschaftsgeographische Untersuchungen und Darstellungen, Bd. 15, Volk und Reich, Berlin). I. v. S.

Der Mythos vom Deutschen

Raum ein Volk ist so stark an der einwandfreien Klärung zwischenvölkischer Beziehungen interessiert wie das deutsche, geht es doch um die Stellung und Geltung von Millionen Volksdeutschen in den verschiedensten Staaten der Welt, um Grundprobleme deutschen völkischen Bestandes in andersvölkischer Umgebung. Gewiß unterscheiden sich die deutschen Volksgruppen voneinander durch Einzelzüge, die mitunter eine Jahrhunderte dauernde, vielgestaltige Entwicklung zu einer stammlichen Sonderart werden ließ; aber andererseits mußte die bald stürmische, bald gemessene tägliche Auseinandersetzung mit den Angehörigen anderer Volkstümer zu Erscheinungen führen, die wir als innere Gesetzmäßigkeiten einer völkischen Auseinandersetzung betrachten können. Wir sind nicht so weit, daß wir die Gesetze, umfassende allgemeingültige Normen, aufstellen könnten, nach denen unweigerlich eine zwischenvölkische Spannung verlaufen müßte — und wie sollten wir auch flutendes Leben schematisieren wollen? — Wir sind jedoch in der Lage, friedliche und feindliche Auseinandersetzungen vergangener Jahrhunderte bis in die Gegenwart hinein zu überprüfen, wobei die eigene Volksüberlieferung und Literatur im weitesten Sinne sowie die der anderen heranzuziehen ist. Hierbei ergeben sich, wenn wir z. B. nach den bis

jetzt bekannten Ergebnissen die deutsch-fremdvölkische Berührung im europäischen Nordosten verfolgen, überraschend gleichlaufende, von Fall zu Fall abgewandelte Erscheinungen. Wie werden dann für diesen Raum von charakteristischen und belegbaren Gesetzmäßigkeiten reden, zumal, wenn die Volksüberlieferung und Literatur der in Frage kommenden Völker in dieser Richtung einmal eingehend durchforscht worden sind.

Es handelt sich bei diesen angeedeuteten Bestrebungen der Forschung, die bereits in Fluß gekommen sind, nicht um unfruchtbare Studierstubenarbeit, sondern um den wissenschaftlich unterbauten Versuch, die immer noch vergiftete zwischenvölkische europäische Atmosphäre in der Weise zu entgiften, daß jedes Volk und die Vertreter dieses Volkes, wo sie auch siedeln mögen, gerecht und ihrer völkischen Eigenart entsprechend auch von andersnationalen Nachbarn beurteilt werden. Hier erben sich Ateil und Vorurteil vielfach wie eine schleichende Krankheit fort. Ein offenes Wort, das Widerspruch wecken kann, ist mehr wert als die Duldung einer nicht überprüften und auf die Dauer unhaltbaren Voreingenommenheit. Daß nach einer Klärung der örtlichen Lage eine vergleichende Betrachtung über größere Räume hinweg einen praktischen Erfolg der wissenschaftlichen Vorarbeit möglich macht, liegt auf der Hand.

Es ist das Verdienst Dr. Kurt Lücks-Posen, neuerdings auf die Notwendigkeit dieser wirklichkeitsnahen Forschungen hingewiesen zu haben. — Die drei wichtigsten Ziele der heutigen Forschung sind nach Lück:

- 1) Die deutsche Grenzlandvolkskunde,
- 2) Die Psychologie der Volksgrenzen in Europa,
- 3) Aufhellung des Einflusses der Volksgrenze auf die Gestaltung der

öffentlichen Meinung über das Nachbarvolk.

In den von Viktor Kauder herausgegebenen „Ostdeutschen Forschungen“ hat R. Lück bereits 1934 sein Werk „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“ (Bd. 1) veröffentlicht, mit dem Untertitel „Forschungen im ostmitteleuropäischen Raum“. Das Buch zieht gegen die Fiktion zu Felde, als wenn der deutsch-polnische Gegensatz unüberbrückbar wäre. Lücks 1938 mit dem gleichen Untertitel erschienener 2. Band „Der Mythos vom Deutschen in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur“ (= Ostdeutsche Forschungen, Bd. 7, Posen 1938. Verlag von S. Hirzel in Leipzig. XI u. 518 S. Kartenskizzen u. Bilder), deckt die Tatsache auf, daß in der polnischen Volksüberlieferung und Literatur verzerrte und vereinfachte Vorstellungen über den Deutschen und die Jahrhunderte alten Beziehungen zwischen dem polnischen Osten und dem deutschen Westen vorherrschen.

Der in Anlehnung an die Schrift eines polnischen Soziologen gewählte Titel „Mythos . . .“ weist darauf hin, daß für den Durchschnittspolen nur eine fiktive oder instinktmäßig gewonnene Vorstellung vom Deutschen ausschlaggebend ist. So zeigt sich im ersten Teile des zweiten Bandes über „Das deutsche Wesen und den deutsch-polnischen Wesensunterschied im Spiegel der polnischen Volksüberlieferung“, daß die polnische Vorstellung vom Deutschen rein gefühlsmäßig ausgeprägt ist. Der erste gefühlsmäßige Widerstand gegen Neuerungen aus dem benachbarten Deutschland hat sich in der Volksüberlieferung oft genug als dauerhafter erwiesen als die verstandesmäßige Erkenntnis, daß es

sich um wertvolles Einfuhrgut handelte. Der Deutsche blieb z. B. der „Kartoffelfresser“, obwohl die Kartoffel heute in Polen ein Volksernährungsmittel ist. Aus dieser gefühlsmäßigen Einstellung gegenüber dem „schlechten“, lächerlichen“ Fremden, das man als unbekannt zunächst ablehnte, wuchsen die volkstümlichen, mitunter herben Vorstellungen, wie sie etwa in Sage, Märchen, Rätsel, Sprichwort und Lied ihren Niederschlag fanden.

In gesonderten Kapiteln handelt der Verfasser von der vermeintlichen „Unüberbrückbarkeit“ des Gegensatzes, von dem Teufel als Deutschen, vom „deutschen Glauben“, von der Nachbarschaft der Volkssprachen, der äußeren Erscheinung des Deutschen und Polen, der deutschen und polnischen Küche und Wirtschaft, dem deutschen und polnischen Verstand, vom Spott und Schimpf und von deutsch-polnischen geschichtlichen Beziehungen in der Volksüberlieferung. Dieser erste Teil des Buches fesselt uns besonders, weil Kurt Lück zum Vergleich immer wieder auf parallele bäuerlich-volkstümliche Äußerungen bei anderen Völkern Ostmitteleuropas hinweisen kann (u. a. bei Letten, Litauern, Litwen, Madjaren, Russen, Tschechen und Ukrainern). Solche parallelen Anschauungen lassen sich beispielsweise für das lettische Gebiet mit Entsprechungen (z. B. der Teufel als Deutscher, die „deutsche“ Tracht) und charakteristischen örtlichen Abweichungen belegen. — Einspruch erheben möchte ich gegen die Deutung von „wahzeetis“ (Wahzija) = der Stumme oder Unverständliche (Lück, S. 104). Hierbei sei angemerkt, daß die wenigen lettischen Zitate im Druck z. T. nicht einwandfrei wiedergegeben sind (S. 50: welna behrns; S. 104: Wahzija; S. 381: tumshais, melnais). Hingewiesen sei darauf, daß Lücks Buch auch Material über deutsche Kolonisten in den

Gegenden Polens bringt, aus denen ein Teil unserer deutschen Bauern stammt.

Der zweite Teil des Buches zeigt uns „Das deutsche Wesen und die deutsch-polnische Volkstumsfront im Spiegel der polnischen schöngeistigen Literatur“. Rührt bereits der erste Teil des nach langwieriger, mühsamer Vorarbeit geschriebenen Werkes an heikle Fragen, die eine krankhaft übersteigerte nationale Empfindlichkeit verletzen könnten, so muß im Hinblick auf den zweiten Teil rückhaltlos zugegeben werden: Ja, es ist ein mutiges und notwendiges Buch! Unwissenheit, Boswilligkeit und Zerbilder in der schönen Literatur werden gebührend angeprangert, und wohl begründet sind die Zurückstellungen und unvermeidlichen Polemiken. Wahre Dichtung erkennt der Verfasser dabei unbedingt an, schonungslos aber ist seine Kritik des Minderwertigen.

Den „Mythos“ vom Deutschen kann ein Buch nicht mit einem Schlage zerstören. Das braucht Zeit, aber der Anfang ist da; Ansätze dazu zeigen sich auch auf der anderen Seite. Notwendig ist ein verbendes, ehrliches Streben von Männern, die Verständigung wollen, ohne sich selbst etwas zu vergeben; die dem andern das Recht auf seine Art aus innerster Überzeugung nicht nehmen können und wollen. Nur in der klaren Erkenntnis der Gegensätze kann die Kraft zu deren Überwindung wachsen. Möge Lücks in einwandfreiem Ethos geschriebenes, inhaltreiches Buch anregend und fördernd mit-helfen an einer Entspannung, die einer wahren zwischenvölkischen Gesundung vorangehen muß.

H. H. Heblsch

Der Rassen-gedanke in Unterricht und Schulung

Es ist für niemand heute mehr ein Zweifel daran möglich, daß im Mittelpunkt unserer Weltanschauung der Ras-

sengedanke steht, und es ist für jeden, der sich ehrlich und gründlich mit der Tatsache der Rasse auseinandersetzt, spürbar, wie nun von hier aus unser gesamtes Denken revolutionär umgestaltet wird. Wer Ernst macht mit der Anerkennung rassistischer Gegebenheiten, vermag nirgends mehr in den gewohnten Bahnen seines Denkens fortzufahren und muß sich von mancher lieb gewordenen Vorstellung trennen. Die einst von Fichte aufgeworfene Frage, „was ein Volk sei?“, wird von unserer gegenwärtigen Volkslehre unter Anerkennung der rassistischen Bedingtheit aller menschlichen Gemeinschaft anders bewertet als von jenem „nationalen Humanismus“, der bis vor kurzem die Weltanschauung der deutschen Bildungsschicht war. Und daß wir für Kultur und Geschichte kein rechtes Verständnis gewinnen, ohne ihre Verwurzelung im Biologischen anzuerkennen, zu beachten und voll Ehrfurcht zu erforschen, ist uns mindestens als Aufgabe bewußt.

Rassistische Erziehung, Erziehung zum erbbiologischen Denken und zum Rassebewußtsein ist uns auch für alle Gebiete und Formen unserer völkischen Erziehungsarbeit eine selbstverständliche Forderung geworden. Ebenso bemüht man sich überall, nicht nur rassekundliches Wissen zu verbreiten, sondern bei allen Erscheinungen des Lebens in Vergangenheit und Gegenwart die Bedeutung der Rasse herauszuarbeiten, und es ist wohl nicht unrichtig und ungerecht, wenn man feststellt, daß die weltanschauliche Schulungsarbeit auf diesem Wege bereits ein gut Stück weiter mutig vorgebracht ist als der noch zögernde und vorsichtig tastende Unterricht der Schule.

Freilich darf man die Gefahren und Schwierigkeiten aller rassenkundlichen und rassistischen Belehrung nicht übersehen: der bloße gute Wille und die Begeisterung

allein verführen gar oft zu einem zwar gutgemeinten, aber oberflächlichen und daher schädlichen Gerede über Rassefragen, verbreiten über die fundamentale Wirklichkeit von Blut und Boden einen mystischen Schleier, begnügen sich mit dem bloßen Wissen von Indezahlen und den äußeren Merkmalen der fünf bis sechs bei Günther behandelten Rassegruppen oder bleiben auch im gefühlvollen, aber unverbindlichen Schwärmen von der „nordischen Seele“ stecken. Gegenüber diesen Irrwegen gilt die sehr ernste und beachtliche Mahnung der neuen Richtlinien des dt. Reichserziehungsministers über „Erziehung und Unterricht in der höheren Schule.“: „Die Weltanschauung ist nicht Gegenstand oder Anwendungsgebiet des Unterrichts, sondern sein Fundament... Die Weltanschauung gibt dem Unterricht nicht so sehr neue Bildungstoffe, als vielmehr eine neue Sicht, ein neues Erziehungsverfahren und ein neues Ausleseprinzip für das Bildungsgut.“ (Grundfähliches, S. 19).

Ganz im Sinne dieser für alle Erziehungs-, Unterrichts- und Schulungsarbeit richtungweisenden Worte ist im Jahre 1938 ein grundlegendes Werk unter dem Titel „Rassenpolitische Unterrichtspraxis“ erschienen, dessen Ziel es ist, mit dem „Rassegedanken in der Unterrichtsgestaltung der Volksschulfächer“ Ernst zu machen und für alle Sachgebiete des Schulunterrichts (Deutsch, Geschichte, Biologie, Erdkunde, Leibeserziehung, Musikpflege und bildnerische Erziehung) „die für die rassistische Erziehung entscheidenden Gedanken soweit für die Zwecke des Unterrichts aufzubereiten, daß Planung und Durchführung der Stunden und Lehrheiten auch für den nicht in unserem Stoff hei-

1) Dobers-Digelle, Rassenpolitische Unterrichtspraxis, Der Rassegedanke in der Unterrichtsgestaltung der Volksschulfächer, Verlag Julius Klinckschardt, Leipzig 1938, 384 S., geb. RM. 7.70, geb. RM. 8.80.

mischen und erfahrenen Lehrer klar und übersichtlich zu Tage liegen" (S. 7). Da das Werk von einem unserer führenden Rassepädagogen, Professor Dr. Ernst Dobers (vergl. die Besprechung über seine „Rassenkunde“, Balt. Monatshefte 1938) und einem erfahrenen Volksschulmann, Rektor Kurt Sigelle, zusammen mit tüchtigen Fachleuten für die einzelnen Fächer geschaffen wurde, so ist das gesteckte Ziel vollkommen erreicht. Das Gutachten einer zuständigen Stelle urteilt daher: „Dieses Werk... wird wohl auf lange Zeit hinaus das Standardwerk der Rassenpolitischen Unterrichtspraxis bleiben“.

Das Werk ist mit seiner gründlichen und doch stets auf das Wesentliche beschränkten Stoffausbreitung, seinen weit über die rassenpolitische Unterrichtspraxis hinausgehenden, oft ganz ausgezeichneten methodischen Ratschlägen und mit seinem sorgfältige Auswahl bietenden sicheren Führer durch die Literatur und Hilfsmittel im gegenwärtigen Augenblick ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Lehrer, und man muß hier wirklich fordern: Dies Buch gehört gerade bei uns unbedingt in jede deutsche Lehrbücherei hinein! Darüber hinaus aber dürfte auch jeder, der in der Schulung mit Fragen der Rassenkunde und rassischen Erziehung zu tun hat, in diesem Buch eine Fülle von Stoff und Anregung finden.

Die Gesamthaltung dieses Wertes ist gekennzeichnet durch ein Wort des Bearbeiters für Deutsch, Dr. Wilhelm Helmich: „Die rassische Erziehung beginnt erst dort, wo das Reden über die nordische Rasse aufhört und das Vorbild verpflichtet“ (S. 13). Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf alle einzelnen Beiträge und damit auf jedes Schulfach einzugehen, sondern es sei hier nur auf die Sachgebiete besonders hingewiesen, die heute für die völkische Erziehung entscheidend sind: Biologie, Deutsch und Geschichte.

Der Beitrag über Biologie stammt von Ernst Dobers selbst und zeigt die gleiche meisterhafte Stoffbeherrschung und die methodisch geschickte Hand, vor allem aber auch den gleichen leidenschaftlichen rassenpolitischen Erziehungswillen wie seine „Rassenkunde“ und seine anderen rassepädagogischen Schriften. Es ist selbstverständlich, daß das gründliche Sachwissen über alle Fragen der Vererbung und Rasse im Biologieunterricht selbst erarbeitet werden muß; aber es ist hier nicht, wie Dobers sehr deutlich betont, „mit auswendig gelernten Rassedefinitionen und Mendelregeln“ getan, sondern auch der Biologieunterricht der Schule muß heute in größere Tiefen führen, ins Allgemeinbiologische hinein, und muß das Dynamische in allem Lebensgeschehen deutlich werden lassen. Biologie ist heute nicht mehr oder sollte nicht mehr sein „die Summe von Zoologie und Botanik“, sondern sie „benutzt die Lebewesen vor allem als Offenbarungen des gesamten Lebens und seiner durchgängigen Gesetzmäßigkeit“.

Dobers empfiehlt, schon mit den Kindern der vier ersten Schuljahre, noch vor dem Einsetzen eines fachmännischen Biologieunterrichts im Rahmen einer naturkundlich ausgerichteten Heimatkunde der Erziehung zum rassischen Fühlen und Denken vorzuarbeiten. Es soll bei jeder sich bietenden Gelegenheit schon dem Kinde Kinderreichtum einer Familie ganz selbstverständlich als Reichtum geschildert werden; es soll schon auf dieser frühen Stufe den Kindern durch familienkundliche Betrachtungen und durch die Ausarbeitung von Ahnentafeln eine Ahnung aufgehen von der blutsmäßigen Zusammengehörigkeit der Familie und Sippe mit dem gesamten Volk; und es kann schließlich etwa schon im vierten Schuljahr (im Deutschen Reich also mit 9–10-jährigen) bei der Behandlung der Haus-

tiere eine erste Erkenntnis vom Wesen der Rasse als körperlicher Formgruppe und Leistungsgruppe angebahnt werden.

Die zusammenhängende biologische Belehrung beginnt dann erst mit dem 5. Schuljahr. Aber auch hier wird man auf der Volksschulstufe, bis zum 14. Lebensjahre also, auf alle wissenschaftlichen Abstraktionen, den höheren Mendelismus, die Frage der Merkmalskopplung und dergl. verzichten, sondern man wird sich mit den grundlegenden Erkenntnissen begnügen, daß Vererbung eine allgemeine Gesetzmäßigkeit des Lebens ist, wie im Befruchtungsvorgang neues Leben entsteht und daß schließlich Erscheinungsbild und Erbbild zu unterscheiden sind. Wie diese grundlegenden und weittragenden Einsichten zu erzielen sind, zeigt Dobers in 10 ausgewählten Beispielen, von denen jedes ein biologisches oder rassenkundliches Thema als Unterrichtseinheit ausführlich behandelt und geradezu eine Fundgrube für sachliche Erkenntnis und erzieherische Verwertung darstellt. Die 10 Rahmenthemen behandelnd die Fragen der Anpassung, der Fortpflanzung und Vermehrung, das Gesetz der Art, den Kampf um die Lebenserhaltung in Natur und Menschenleben, die Verstädterung und ihre Folgen für das Leben des Volkes, die Vererbung, das Verhältnis von Erbanlage und Umwelt, Auslese und Gegenauslese und schließlich die rassische Zusammensetzung des deutschen Volkes. Gerade der Beitrag von Dobers sei wegen seines stofflichen Reichturns, seines klaren Aufbaues und seiner methodischen Führung auch für die Schularbeit sehr empfohlen. Von welcher Grundhaltung aus hier gearbeitet werden muß, zeigt das treffliche Wort: „Es ist abwegig, fragen zu wollen, bin ich mehr oder weniger nordisch als Du oder als jener dritte? Zeige, was du für ein Kerl bist, leiste etwas im Leben, dann beantwort-

test du jene Fragen ganz von selbst und brauchst keinen Kronzeugen“ (S. 251).

Neben den vorbildlichen Beitrag Biologie muß man den Aufsatz von Dozent Dr. Wilhelm Helmich über Deutsch stellen, der sich durch eine besondere Tiefe der Betrachtung auszeichnet; diese Ausführungen reichen über eine didaktische Untersuchung hinaus und bedeuten eine wesentliche Erörterung über rassische Erziehung überhaupt. „Rassische Erziehung will ein Richtmaß in die Seele legen, ein Richtmaß, das nicht von den Zwecken, sondern vom inneren Gesetz unseres Wesens, von unserem Blut bestimmt ist“ (S. 281). In diesem Sinne ist der Beitrag, den der Deutschunterricht für die rassische Erziehung zu leisten hat, nicht etwa in einer „Veranschaulichung“ rassenkundlicher Erkenntnisse durch Dichtungen zu sehen; auch muß alles Belehren und Moralisieren mit jenem „erhobenen Zeigefinger“, der alle echte Dichtung in ihrer Wirkung zerstört, vermieden werden, und am allerwenigsten gehören ad hoc angefertigte Jugend- und Konjunkturschriften in den Unterricht hinein. Vielmehr soll der Deutschunterricht durch Dichtung erziehen, d. h. aber durch lebendige Vorbilder.

Dichtung aber erzieht niemals durch das noch häufig in den Schulen übliche Darüberreden und durch Einpauferei, sondern einzig allein durch die innere Anteilnahme, die sie im Leser und Hörer weckt. Der Deutschunterricht ist in seiner Gesamtaufgabe ausgerichtet auf das deutsche Volkstum; rassische Erziehung ist nach Helmich nur eine, wenn auch sehr wesentliche Teilaufgabe: sie verlangt im Deutschunterricht die Pflege jener Dichtungen, die vor allem Ausdruck nordisch-germanischer Wertung und Haltung sind, d. h. die Dichtung der germanischen Frühzeit und unserer jüngsten Gegenwart.

Im einzelnen macht Helmich gute Vorschläge und gibt vortreffliche Winke für die rechte Behandlung im Unterricht. Von der nordischen Dichtung kommen nach seiner Meinung vor allem die Gislifaga, das „Ende der Jomsburger“ und das Bjarkifled in Betracht, bei der mittelhochdeutschen Dichtung ergeben sich beim Nibelungen- und Gudrunlied vom Rassegedanken her neue Gesichtspunkte. Von der neuen und neuesten Dichtung sind es Schillers „Wilhelm Tell“, Kleists „Michael Kohlhaas“, Storms „Schimmelreiter“ und Werner Beumelburgs „Mit 17 Jahren vor Verdun“, die unserer Jugend Vorbilder von verpflichtender Größe vor die Seele stellen. Überall gibt Helmich übrigens auch dankenswerte Hinweise auf billige Ausgaben der betreffenden Dichtungen für den Schulgebrauch. Er stellt weiter mit vollem Recht ganze Gedichtreihen zusammen, in denen der Blutszusammenhang von Mutter und Kind, von Ahnen und Enkeln, die Bindung des Bauern an die Scholle und die Bluts- und Schicksalsgemeinschaft von Mutterland und Volksdeutschtum vollendeten Ausdruck gewonnen haben. Auf das „Banater Schwabenlied“ von Adam Müller-Guttenbrunn (S. 87) seien unsere Lehrer besonders hingewiesen: es gestaltet volksdeutsches Fühlen und Erleben so allgemeingültig, daß auch bei uns jedes deutsche Kind dies Lied als lebendigen Besitz in Kopf und Herzen tragen sollte. Auch für die Möglichkeiten rassischer Erziehung im Sprachunterricht werden abschließend wertvolle Anregungen gegeben.

Für die schwierige Aufgabe, deutsche Geschichte als Rassenschicksal zu sehen und zu lehren, geben Rektor Paul Rodig und Lehrer Bruno Böhnert in dem Beitrag „Geschichte“ sehr umfangreiche stoffliche und methodische Hinweise. Auch hier wird eigentlich über das Rassenpolitische hin-

aus ein Beispiel für die Neugestaltung des Geschichtunterrichts überhaupt gegeben. Unsere Lehrer werden hier gerade für ihre besonderen Nöte und Schwierigkeiten manche Hilfe finden. Besonders wird in diesem Zusammenhang der rassenpolitische Wert der Vorgeschichte herausgearbeitet. Gerade wenn man mit dem erbbiologischen Denken Ernst macht, wird uns die Vorzeit wesentlich, denn auch biologisch liegen hier die Wurzeln unseres Wesens und unserer Kultur. Deshalb hat für deutsche Kinder jede Geschichtsbetrachtung mit der Heimat der Nordrasen zu beginnen und die Bedeutung der nordischen Rasse für Werden und Wesen des deutschen Volkes aufzuzeigen. Dabei vermeiden beide Verfasser den heute gelegentlich nicht vermiedenen Fehler, den Rassegedanken zu einer rationalistischen „Idee“ zu machen, die man in ungeschichtlicher Weise als Maßstab an die deutsche Vergangenheit anlegt. Das wird besonders deutlich etwa in der Wertung König Karls, der als nordrassischer (fälscher) König germanischer Art in seiner geschichtlichen Größe wieder seine volle Anerkennung findet.

Gerade geschichtliche Betrachtung läßt uns über jede bloß statische Rassenkunde, die nur von den äußeren „Merkmalen“ weiß, Rasse als dynamische Kraft erkennen; so vor allem in dem Ausgreifen nordischen Blutes, wie wir es in den immer neuen Wellen von den indogermanischen Wanderungen an über die germanische „Völkerwanderung“ und die Züge der Wikinger bis zur deutschen Ostfiedlung durch die ganze europäische Geschichte hindurch verfolgen können. Gerade der Baltendeutsche wird mit besonderem Dank anerkennen, in welcher Weise hier die deutsche Ostfiedlung des Mittelalters betrachtet wird. Es ist richtig, sie nicht nur unter dem üblichen Gesichtspunkt des deutsch-slavischen Gegensatzes, sondern

vielmehr rassistisch als nordisch-ostbaltische Begegnung und Auseinandersetzung zu sehen.

Es kennzeichnet die ganze Wandlung der deutschen Geschichtsauffassung, wenn in einem Handbuch für reichsdeutsche Geschichtslehrer die methodische Anweisung gegeben wird, den Schülern in diesem Zusammenhang das Bild der Marienburg zu zeigen und daran anzuschließen etwa die Betrachtung von Dom und Burg Marienwerder, des Frauenburger Domes, der Domkirche und des Schwarzhäupterhauses zu Riga, der Olai-Kirche zu Reval und der Ordensburg in Narva! Dasselbe soll für den Südosten geschehen. Und dann heißt es: „So haben wir den Raum umrissen, den die Deutschen vor allem im Mittelalter mit ihrem Blut und ihrem Geist erfüllten. Wenn wir nun die Ostgrenze der deutschen Besiedlung mit der Grenze des bolschewistischen Rußlands vergleichen, dann fällt uns eine große Merkwürdigkeit auf! Beide fallen im großen und ganzen zusammen. Dort, wo die Deutschen ihre Kultur hintrugen, da schufen sie damit zugleich die Grenze zwischen dem eigentlichen Europa und dem zu Asien gehörenden bolschewistischen Rußland. Nicht der

Ural bildet die europäische Grenze, sondern eine Linie, die etwa bei Narva beginnt und sich nach Süden bis Charkow zieht, um dann zur Wolga und zum Kaspischen Meere zu verlaufen“. So spüren wir auch hier überall eine neue Sicht, die jedem Lehrer und Schulungsleiter Richtlinien für eine rassistisch bestimmte Geschichtsbetrachtung gibt.

Zum Schluß sei auf eine symptomatische Tatsache hingewiesen, die uns den „Doberz-Higelke“ in besonderer Weise zu empfehlen scheint: von den neun Mitarbeitern an diesem Werk sind nicht weniger als fünf Professoren und Dozenten der Hochschule für Lehrerbildung Elbing, zwei weitere sind Lehrkräfte an einer dieser Hochschule angeschlossenen Ausbildungsschule. Das kennzeichnet das Buch als eine echte „Mannschaftsarbeit“, die geboren ist aus dem Geist der Kameradschaft, wie er heute dort selbstverständlich ist, wo wir aus einer Weltanschauung heraus Seite an Seite auf unerforschten Wegen in neues Land marschieren. Umso mehr ist dieses Buch berufen, allen in Unterricht und Schulung Arbeitenden Wege in das Neuland rassistischer Erziehung zu weisen.

Gerhardt Giese.

Mitarbeiter dieses Hefts:

Dr. Hermann Schlau, Riga, Dt. Volksgemeinschaft, Volkspflegeamt / Dr. med. B. T. Duis, Königsberg, Pr. Kassenbiolog. Institut / Prof. Dr. Lothar Abfeller, Königsberg, Universität / Jürgen Intelmann, Riga / Schriftleiter Werner Bormann, Riga / Schriftleiter Leo von Middelndorff, Dorpat / Victor Günther, Riga / Dr. Jürgen von Hehn, Riga, histor. Forschungsstelle, Herderinstitut / Dr. Gerhardt Giese, Riga, Herderinstitut / Dr. Friedrich A. Redlich, Riga, volkshundl. Forschungsstelle, Herderinstitut.

Uz preses likuma pāmata atbild par saturu: atbildīgais redaktors Nikolajs Klots.

Redakcijas adrese: Rīga, M. Monētu ielā 18.

Izdevējs un spiestuve: spiestuves un izdevniecības «Ernst Plates», Rīga, M. Monētu ielā 18.

Auf Grund des Pressgesetzes für den Inhalt verantwortlich: Verantwortlicher Schriftleiter Nikolai von Klots.

Adresse der Redaktion: Riga, M. Monētu ielā 18.

Verlag und Druck: Druckerei und Verlags-A/G. «Ernst Plates», Riga, M. Monētu ielā 18.

Die
„Rigafche Rundschau“

gegr. 1867

ist die meistgelesene
deutsche Tageszeitung Lettlands

„Revalsche Zeitung“

begründet im Jahre 1860. 1919 als „Revaler Bote“
(1930—1934 als „Revalsche Zeitung“ erschienen).

Kulturell, politisch und wirtschaftlich führendes Blatt in Estland. — Vertritt die politischen und wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland. Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Regelmäßige Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit 2 Beilagen
Ls 2,55, ohne Beilagen Ls 2,20. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen. Zahlstelle in Lettland: Rigauer Börsen-Bank.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil 0,60 Lkr.

Anzeigenaufträge empfangen: der Verlag der „Revalsche Zeitung“
(Reval, Raderstraße № 12, Postfach 435, Postadresse: Tallin, postf. 435),
in Lettland: Ed. Pesholz, im Auslande: alle größeren Annoncen-
Expeditionen.

ABHANDLUNGEN DER HERDER-GESELLSCHAFT
UND DES HERDER-INSTITUTS ZU RIGA
SECHSTER BAND Nr. 5

GERHARD GIESE

DIE DEUTSCHE
ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT
IM UMBRUCH

Preis Rs 3.30



Zu beziehen durch die Buchhandlungen und den
Verlag der A.-G. „Ernst Plates“, Riga

M. Monētu telā 18